AUTHOR:

WAGNER, B. A.

TITLE:

CHRISTIAN THOMASIUS, EIN BEITRAG ZUR...

PLACE:

[BERLIN]

DATE:

[1872]

Master Negative #

92-80818-1

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

193T36
DW
Q

Wagner, B A

Christian Thomasius; ein beitrag zur würdigung seiner verdienst um die deutsche literatur... Berlin, 1872.

26 p. 26½cm.

Jahresbericht über die Victoria-schule in Berlin.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 13½x

IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 10/20/93 INITIALS JAMBS

FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

Fünfter Jahresbericht

über die

Victoria-Schule

in

Berlin.

Vorausgeschickt ist die Abhandlung des Dr. phil. B. A. Wagner:
Christian Thomasius. Ein Beitrag zur Würdigung seiner Verdienste um die deutsche Literatur.

Berlin, 1872.
Druck von M. Niethe, Kurstraße 18/19.

Christian Thomasius.

Ein Beitrag zur Würdigung seiner Verdienste um die deutsche Literatur.

Von B. A. Wagner.

Die literarische Epoche, mit welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Blütezeit unserer nationalen Poesie und Prosa begann, entwickelte sich nach Göthe's bekanntem Ausspruche (im siebenten Buche seiner Wahrheit und Dichtung) durch Widerspruch; Satire und Kritik wurden somit die Hebel der neuen Bewegung. Aber diesen rein literarischen Bestrebungen, wie sie zuerst in den Streitigkeiten zwischen Gottsched und Bodmer hervortraten, gingen schon in den letzten Jahrzehnten des siebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts einleitende Kämpfe voraus, welche gleichsam die Luft reinigen, das geistige Leben unseres Volkes in Fluß bringen mußten. Es galt die Freiheit des Geistes auf den mannigfaltigen Culturgebieten wieder zu erobern, das Joch des blinden Autoritätsglaubens in Kirche und Staat, Schule und Wissenschaft abzuwerfen, bevor es möglich war, in freien Kunstschöpfungen das nationale Leben zum Ausdruck zu bringen. Die Bildung der Sprache und die Pflege der nationalen Literatur waren hier also nur Mittel zum Zweck; daher sind die Schriften, welche durch diese Kämpfe hervorgerufen wurden, fast sämmtlich nur durch ihren Inhalt anziehend, während die Form meistens abstößt. Aber wir dürfen bei der Beurtheilung derselben nicht vergessen, daß die Schriftsteller jener Zeit sich eine wissenschaftliche Prosa erst schaffen mußten, daß sie große Schwierigkeiten zu überwinden hatten, um die traurig vernachlässigte Muttersprache zum Darstellungsmittel ihrer Gedanken zu gestalten.

Durch Geistestiefe und schöpferische Eigenthümlichkeit ragt unter allen seinen Zeitgenossen der große Philosoph Leibniz hervor. Seine deutschen Schriften, welche sich weder an Zahl noch an Bedeutung mit den in lateinischer und französischer Sprache geschriebenen vergleichen lassen, sind durch Guhrauer's Ausgabe wieder zugänglich gemacht worden. Weniger bekannt, wiewohl in manchen Beziehungen nicht weniger bedeutend, ist Christian Thomas oder, wie er schon während seines Lebens gewöhnlich genannt wurde, Thomasius[1]). Er wirkte auf seine Zeitgenossen unmittelbar tiefer ein als Leibniz; aber da der wesentliche Gehalt seiner Schriften bald Gemeingut der Gebildeten wurde, so geriethen die Schriften selbst, deren Form vielfach vernachlässigt erschien, bald in Vergessenheit. Gleichwohl tritt uns in ihnen, namentlich in den zuerst erschienenen, eine entschieden ausgeprägte schriftstellerische Eigenthümlichkeit entgegen, so daß eine Erinnerung an sie, vielleicht selbst eine erneuerte Ausgabe einzelner, nicht ohne Interesse sein dürfte. Daß in den nachfolgenden Beiträgen nur die frühesten eingehender berücksichtigt, die späteren nur übersichtlich erwähnt werden, gebietet auch die Rücksicht auf den zu Gebote stehenden beschränkten Raum.

1. Thomasius bis zu seinem Auftreten als deutscher Schriftsteller.

Die Kindheit des Thomasius, der am 1. Januar 1655 zu Leipzig geboren wurde, fällt in die traurige Zeit, wo Deutschland an den Folgen des dreißigjährigen Krieges schwer zu leiden hatte, und wo auch das geistige Leben unter der Eisdecke des Autoritätsglaubens auf allen Gebieten erstarrt schien. Sein Vater, Jakob Thomasius, dessen Andenken der dankbare Sohn durch Herausgabe mehrerer Schriften auch der Nachwelt zu bewahren suchte, war Professor der Beredsamkeit an der damals bedeutendsten Universität Deutschlands und galt als einer der tüchtigsten Kenner der Geschichte der alten Philosophie; selbst Leibniz, der seinen Unterricht genossen hatte, spricht sich trotz seiner Abneigung gegen die Leipziger Universität öfters anerkennend über ihn aus. Die sorgfältige Er-

ziehung, die er seinem reich begabten Sohn angedeihen ließ, führte diesen sehr früh zum Besuche der Universität seiner Vaterstadt. Nachdem der Jüngling die philosophischen Studien in gewohnter Weise beendet hatte, wandte er sich den Rechtswissenschaften zu. Die Gelehrtenwelt war zu dieser Zeit durch die staatswissenschaftlichen und juristischen Schriften des berühmten Samuel Pufendorf heftig erregt worden. Dieser hatte unter dem Namen Monzambano den kläglichen Zustand des römisch-deutschen Kaiserreichs dargelegt. Außerdem hatte er gewagt, nach dem Vorgange des Hugo Grotius die Rechtswissenschaft von der theologischen Bevormundung zu befreien und die Grundsätze des Rechts nicht aus der heiligen Schrift, sondern aus der sittlichen Natur des Menschen abzuleiten. Die Professoren der Leipziger Universität, namentlich Valentin Alberti, traten als seine entschiedensten Gegner auf und warnten die Studenten vor der gefährlichen Neuerung, die sie als gottlose Ketzerei bezeichneten. So sehr Thomasius von den Schriften Pufendorfs sich angezogen fühlte, wagte er es doch damals noch nicht, dem herrschenden Vorurtheil entgegen zu treten; vielmehr war er aufrichtig bemüht, alle in ihm aufsteigenden Zweifel niederzukämpfen, damit „er von niemand ein Neuerer oder Ketzer gescholten würde.“[2])

Erst in Frankfurt an der Oder, wohin er sich als zwanzigjähriger Jüngling begab, um seine Studien fortzusetzen, wurden die Zweifel an der hergebrachten Lehrart immer stärker; er überlegte sich „die Beweisthümer auf beiden Seiten und betrachtete, was dieser vorgab oder jener bestritt, und was der eine behauptete, der andere aber beantwortete“. Er hielt selbst Vorlesungen, anfangs noch, um Pufendorf zu bekämpfen, bald aber, um auf das entschiedenste die Ansichten des bisherigen Gegners zu vertreten und zu vertheidigen. Nun erst fühlte er sich innerlich frei geworden und faßte den Entschluß, fortan in seiner Ueberzeugung nur den Gründen, nie aber der Autorität zu folgen. Auch Pufendorf sollte nur sein „Anführer“, nicht aber sein „gebietender Herr“ werden.

In seine Vaterstadt zurückgekehrt, war er einige Jahre als praktischer Jurist thätig; denn er sagte sich, daß „ohne die Praxis alle Speculation nur ein entseelter Körper ist“. Doch bald gab er die Praxis wieder auf und wandte sich für immer der seiner Neigung mehr entsprechenden akademischen Thätigkeit zu. Vom Jahre 1681 an hielt er als doctor privatus in Leipzig juristische Vorlesungen. Nach Hugo Grotius und Pufendorf, den beiden Begründern des Naturrechts, entwickelte er die ihm zu fester Ueberzeugung gewordenen Anschauungen, indem er zugleich die geschichtliche Entwickelung der Streitigkeiten darzulegen und seine Zuhörer in das Verständniß derselben einzuführen suchte. Wenn auch als Neuerer vielfach angefeindet und einmal sogar von seinen ängstlichen Zuhörern im Stich gelassen, sammelte der junge Privatdocent doch bald einen großen Schülerkreis um sich. Auch einige juristische Abhandlungen in lateinischer Sprache gab er in diesen ersten Jahren seiner akademischen Thätigkeit heraus, und 1687 erschien sein erstes größeres Werk, die Institutiones jurisprudentiae divinae, eine Schrift, welche in verschiedenen Auflagen erschien und 1709 von einem seiner Schüler unter dem Titel „Drei Bücher der göttlichen Rechtsgelahrtheit“ ins Deutsche übersetzt wurde.

Daß aber sein Interesse weit über den Kreis der juristischen Studien hinausging, bewiesen die bald darauf erschienenen Schriften. Als er sich durch seinen Anschluß an Pufendorf von dem Joche der Autorität frei gemacht hatte, begann er auch über manche andere Fragen, die nur durch das Herkommen und die Gewohnheit entschieden waren, nachzudenken. Als den Grundirrthum erkannte er die Vermischung der kirchlich-religiösen mit den rein wissenschaftlichen Fragen, die „Mixtur“ oder den „Mischmasch“ der Theologie und Philosophie. Die Herrschaft, welche eine bestimmte, ausschließliche Richtung zuerst in der Theologie, dann auch auf dem gesammten wissenschaftlichen Gebiete gewonnen hatte, erschien ihm als die Hauptursache des geistigen Verfalles seiner Zeit. Daher fühlte er sich gedrungen, an allen Autoritäten auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Denkens zu rütteln, wenigstens ihre Berechtigung zu untersuchen. Ueberall sah er, wie die Ergebnisse der Wissenschaft als ein todter Besitz der Fachgelehrten behandelt wurden, ohne daß sie dem Geiste des Volkes nahe gebracht waren. Der schroffe Gegensatz zwischen Gelehrten und Ungelehrten mußte nach seiner Ueberzeugung aufgehoben werden, wenn neues Leben in die geistige Entwickelung des deutschen Volkes kommen sollte. So faßte er den kühnen Entschluß, als Universitätslehrer sich der deutschen Sprache zu bedienen.

2. Erste deutsche Schrift des Thomasius.

Den ersten Schritt zur Lösung seiner Aufgabe that Thomasius, indem er im Jahre 1687 ein in deutscher Sprache verfaßtes Programm an das schwarze Brett der Leipziger Universität anschlagen ließ. Noch

nie hatte vor ihm ein Universitätslehrer gewagt, so offen dem Vorurtheile entgegen zu treten, daß „gelehrte Dinge“ nur in der lateinischen Sprache als der Gelehrtensprache, der „lingua eruditorum“, vorgetragen werden dürften. „Ich wollte wetten“, sagt er in der Abhandlung selbst, „daß unter denen, so diesen meinen Discurs lesen werden, fast die Hälfte dieses ihre erste Censur werden sein lassen, daß ich ungereimt gehandelt, weil ich solchen nicht in lateinischer Zunge verfertiget; so gar wird unter uns selbst der verächtlich gehalten, der nur im geringsten in diesem Stück zu Beförderung guter Künste etwas in unserer Sprache versuchen wollte.“ Daß seine Befürchtung gerechtfertigt war, bezeugt das Nachwort: „Also fanden sich auch welche, die sich beschwereten, daß das ehrliche, schwarze Brett so beschimpft und lingua latina so hint an gesetzt worden wäre[3]).“

Dieser Aufsatz soll seinem Titel gemäß die Frage behandeln: „Welcher Gestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben nachahmen solle“. Thomasius geht von der schon vor ihm oft gerügten Thatsache aus, daß das deutsche Volk so vielfach sich geändert und fremde Sitten angenommen habe. Wenn er hinzufügt, daß die alten Vorfahren, wenn sie etwa wieder auferstehen sollten, schwerlich ihre Nachkommen als solche anerkennen würden, so deutet er damit jedenfalls auf Moscherosch's oft von ihm angeführte „Gesichte des Philander von Sittenwald“ hin. Ganz besonders hebt er die Nachahmung der Franzosen hervor und sagt, „daß, da für diesem die Franzosen bei den Deutschen in keine sonderliche Hochachtung gekommen, heut zu Tage alles bei uns französisch sein muß.“

Indeß er ist nicht ohne weiteres bereit, die Aenderung der ganzen Lebensweise und selbst die Nachahmung des Fremden zu verwerfen; „denn jene habe doch vielfach eine Besserung hervorgebracht, diese aber sei allezeit lobenswürdig, wenn die Sache selbst nichts scheltenswürdiges an sich habe, in Mitteldingen verdiene selbige weder Lob noch Tadel.“ Daher fügt er hinzu: „Es würde mir und meines gleichen als ein unzeitiger Eifer ausgedeutet werden, wenn ich meine Herren von dem französischen Sprachmeister an des Schottelii deutsche Sprachenschul[4]), von dem Tanzmeister auf die Kirmessen, von unsern Modeschneidern an einen Dorfstörer, oder von den Köchen, so die Speisen wohl zuzurichten wissen, auf die altväterischen Sudelköche, die einen guten Hirsenbrei mit Bier und dergleichen Leckerbißlein aus den alten Kochbüchern anrichten können, verweisen wollte.“ Somit habe er nichts gegen die Nachahmung der Franzosen; denn „sie sind doch heut zu Tage die geschicktesten Leute und wissen allen Sachen ein recht Leben zu geben.“ Aber bei dieser Nachahmung müsse man sich nicht „in Kleinigkeiten vertiefen, sondern das Hauptwerk ergründen, durch welches sich derjenige, so nachgeahmt wird, seine Hochachtung erworben.“ Mit der äußerlichen Nachäffung haben wir „das rechte Pflöckchen nicht getroffen, und ist dannenhero nöthig, wenn wir ihnen hinter die Künste kommen wollen, wodurch sie alle Welt ihnen Ehrerbietung zu bezeigen anlocken, daß wir der Sache ein wenig reifer nachdenken, ob wir den wahren Hauptzweck erreichen können.“

Als die Haupteigenschaften nun, auf welche von den Franzosen der höchste Werth gelegt wird, bezeichnet er die d'un honnête homme, d'un homme savant, d'un bel esprit, d'un homme de bon goût, d'un homme galant. Er bespricht eingehend diese Eigenschaften, die keineswegs durch die deutschen Ausdrücke: „ehrlich, gelehrt, verständig, klug und artig,“ genügend wieder gegeben werden, und bezieht sich dabei auf verschiedene französische Schriften. Ein honnête homme sei „ein ehrlicher und gerechter Mann, der niemand mit Vorsatz beleidigt oder vervortheilt, sein gegebenes Wort genau beobachtet, den Dürftigen, so seine Hilfe von Nöthen haben, willig und gern beispringt, auch von seinen Gutthaten nicht viel Wesens macht, noch dieselben wieder vorrückt u. s. w.“ Unter einem savant verstehen sie einen solchen Gelehrten, „der mit schönen und dem menschlichen Geschlecht nützlichen Wissenschaften geziert ist.“ Bei der Erklärung des bel esprit giebt er die Erklärung des Jesuiten Bouhours ausführlich wieder. Das Wort „le bon goût, das eigentlich einen guten und subtilen Geschmack bedeutet, haben die Franzosen hernach figürlicher Weise von allen denen zu brauchen angefangen, die wohl und vernünftig das Gute von dem Bösen oder das Artige von dem Unartigen unterscheiden[5])“. Daher verdiene den Namen d'un homme de bon goût derjenige, „der, soviel die Sinnen betrifft, zum Exempel eine artige und geschickte Liberey auszusuchen weiß, oder der sich lieber an einer anmuthigen Laute oder wohl gestrichenen Violine als an dem besten Brummeisen oder der zierlichsten Sackpfeife delectiret, soviel den Verstand anlanget, der mehr von Hofmann's (v. Hofmannswaldau) oder Caspar's (v. Lohenstein) Poesien hält, als von Hans Sachsens Reimen oder andern Meistersängern“ u. s. w. Am meisten schwierig möchte die Erklärung des Wortes galant sein, „da es bei uns so gemein und so sehr gemißbrauchet worden, daß es von Hund und Katzen, von Pantoffeln, von Tisch und Bänken, von Feder und Dinten, und ich weiß endlich nicht, ob auch von Aepfeln und Birnen zum öftern gesagt wird.“ Nach An-

führung mehrerer französischen Schriften spricht er seine Meinung dahin aus, daß die galanterie „etwas gemischtes sei, so aus dem je ne sais quoi, aus der guten Art etwas zu thun, aus der Manier zu leben, so am Hofe gebräuchlich ist, aus Verstand, Gelehrsamkeit, einem guten judicio, Höflichkeit und Freudigkeit zusammengesetzt werde und dem aller Zwang, Affectation und unanständige Plumpheit zuwider sei[6])."

Er vergleicht sodann die Franzosen mit den Deutschen in Bezug auf die genannten Vorzüge. Die honnêteté sei bei den Deutschen in gleichem Maße vorhanden und eine Nachahmung also nicht nöthig. Anders aber stehe es mit der Gelehrsamkeit. Die französischen Gelehrten „sind insgesammt emsig bemüht, anmuthige und nützliche Wissenschaften fortzupflanzen und die unnützen Grillen der Schulfüchse auszutilgen." Mit besonderer Anerkennung spricht er von Petrus Ramus, der im 16ten Jahrhundert die aristotelische Philosophie bekämpfte, und von den Gelehrten des Port Royal, welche durch die Anwendung der cartesianischen Philosophie neues Leben in die Wissenschaft brachten. „Vor allen Dingen aber verdienen die französischen Gelehrten deshalb Lob, weil sie ihre Schriften in der französischen Sprache herausgeben" und die wichtigsten Werke lateinischer, griechischer, ja auch deutscher Schriftsteller in ihre Muttersprache übersetzen; „denn dadurch wird die Gelahrsamkeit unvermerkt mit großem Vortheil fortgepflanzt, wenn ein jeder dasjenige, was zu einer klugen Wissenschaft erfordert wird, in seiner Landessprache lesen kann und sich nicht erst um fremde Sprachen zu erlernen sauer werden lassen muß."

Wie anders sehe es dagegen in Deutschland aus! Wohl gebe es auch bei uns Gelehrte, aber „die meisten legen sich auf die abstractiones metaphysicas der Schullehrer (Schulgelehrten)". Wenn einer „dem, was ihm in der Jugend vorgesungen worden, nicht nachpfeifen will, wird er verketzert und aus heiligem, jedoch unzeitigem Eifer mit den schimpflichsten Scheltworten belegt, wie etwa ein Geistlicher in Frankreich zu gedachten Rami Zeiten, der nach des Rami Lehre anstatt kiskis, kankam, mischi: quisquis, quanquam, mihi etc. pronuncirte, von der Sorbonne zu Paris als einer, der eine grammaticalische Ketzerei begangen hätte, seiner Beneficien beraubt wurde." — „So ist auch offenbar, daß wir in Deutschland unsere Sprache bei weitem so hoch nicht halten, als die Franzosen die ihrige. Denn anstatt daß wir uns befleißigen sollten, die guten Wissenschaften in deutscher Sprache geschickt zu schreiben, so fallen wir entweder auf die eine Seite aus und bemühen uns die lateinischen und griechischen terminos technicos mit dunkeln und lächerlichen Worten zu verhunzen, oder aber wir kommen in die andere Ecke und bilden uns ein, unsere Sprache sei nur zu den Handlungen im gemeinen Leben nützlich oder schicke sich, wenn es auf's höchste kommt, zu nichts mehr als Histörchen und neue Zeitungen darinnen zu schreiben, nicht aber die philosophischen oder der höhern Facultäten Lehren und Grundregeln in selbiger vorzustellen. Denn wie viele sind unter uns, die da meinen, es sei die Wissenschaft der lateinischen Sprache ein wesentliches Stück eines gelehrten Mannes." Daher fehle es auch an guten Uebersetzungen, besonders der lateinischen und griechischen Schriften, den meisten Uebersetzern mangele es an einem reinen hochdeutschen Stil, „welchen man nicht in Schulen, sondern in Gesellschaft anderer Leute und Lesung anderer Bücher begreift."

Indem nun Thomasius zur Beantwortung der Frage übergeht, wie diesem Uebel abzuhelfen sei, erkennt er zunächst an, daß eine ausschließliche Anwendung der Muttersprache unmöglich ist, „weil bisher schon eine geraume Zeit soviel kluge Köpfe, so viel edle Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft vergebens daran gearbeitet haben." Die deutsche Sprache sei nun einmal nicht so verbreitet, wie die französische, die bei uns „so gemein worden, daß an vielen Orten bereits Schuster und Schneider, Kinder und Gesinde dieselbige gut genug reden." Darum räth er, die reiche französische Literatur als Bildungsmittel auch in Deutschland zu benutzen. „Warum sollte es nicht angehen, daß man durch Hilfe der deutschen und französischen Sprache, welche letztere bei uns fast naturalisirt worden, Leute, die sonsten einen guten natürlichen Verstand haben, in kurzer Zeit viel weiter in der Gelehrsamkeit brächte, als daß man sie erst so viel Jahre mit dem Lateinischen placket. Sprachen sind wohl Zierathen eines Gelehrten, aber an sich selbst machen sie niemand gelehrt. Man lasse diejenigen, so Lust dazu haben und die vom Studiren die Zeit ihres Lebens Profession machen wollen, latein und griechisch genug lernen, denen aber, so man im gemeinen Leben brauchen will oder die nichts als französisch und deutsch gelernt haben, und denen das Studiren wegen des Lateinischen sauer und verdrießlich wird, helfe man ohne Verdrießlichkeit mit dem, was sie gelernt haben, fort." Er führt nun weiter aus, wie durch Benutzung deutscher und französischer Schriften ein junger Fürst oder auch eine Privatperson, die eben „von dem Studiren keine Profession machen will," zu unterweisen sei, und hebt besonders die Nothwendigkeit geschichtlicher Kenntnisse hervor. Ja er ist der Ueberzeugung, daß aus einem derarti-

gen Unterrichte auch das weibliche Geschlecht Nutzen schöpfen und an der Bildung Antheil nehmen könnte. „Es kann sein, daß man es mir für eine Thorheit oder Extravaganz deuten wird, daß ich Frauenzimmer und Mannspersonen in eine Klasse gesetzet, da doch bei uns für ein Wunder geachtet wird, wenn eine Dame nur in einem einigen Stück von der Gelehrsamkeit etwas besitzet." Aber er wagt die Behauptung, daß es leichter und erfolgreicher sein würde, „ein Frauenzimmer von einem guten Verstande, welche kein Lateinisch versteht, zu unterrichten, als eine auch mit gutem Verstande begabte Mannsperson, die aber darneben von Jugend auf sich mit dem Latein geplackt, nicht zwar als ob die lateinische Sprache die Gelehrsamkeit hindern sollte, (denn wer wollte so unvernünftig raisonniren) sondern weil durch die gewöhnliche Lehrart viel ungegründet und unnöthig Zeug nebst dem Latein in die Gemüther der Lehrlinge eingeprägt wird, welches hernachmals so feste klebet und merkliche Veränderungen bringet, daß das tüchtige und gescheide nicht haften will." Die „praejudicia und vorher gefaßten Meinungen" zu beseitigen, sei eine schwierige Aufgabe, aber nur wenn sie gelöst sei, könne der Grund zu einer wahrhaften Gelehrsamkeit gelegt werden.

Diese Betrachtung des savant homme hält Thomasius für den Kernpunkt seiner Abhandlung, „weil die Wissenschaft der Grund zu einem bel esprit und ein nöthiges Stück davon ist, dieses beides aber das natürliche judicium oder le bon goût trefflich schärfet und aus diesen dreien endlich ein parfait homme galant werden kann." Er weist die Selbstüberschätzung der Franzosen zurück, die wie z. B. Bouhours behaupten, „in Frankreich sei le bel esprit so gemein als die Mücken in Hundstagen und bei uns hingegen so rar als ein Donnerwetter im kältesten Winter." „Uns armen Deutschen giebt er eine scharfe Lection, indem er uns mit den Moskowitern vergleicht und vorgiebt, als wenn das gar was sonderliches wäre, daß ein Deutscher und Moskowiter einen schönen Verstand habe." Zum Beweise dafür, daß es auch in Frankreich an Pedanten nicht fehle, führt er Molière's Comödien u. a. an. „Dem sei aber wie ihm wolle, so sollten wir Deutschen uns doch den von Bouhours uns gethanen Vorwurf, als ob wir keine beaux esprits unter uns hätten, nicht nur dazu anreizen lassen, daß wir desto eifriger ihnen das Gegentheil in der That erwiesen, sondern daß wir auch durchgehends sowohl hohes als niedern Standes, sowohl Adel als Unadel, sowohl Weibes- als Mannspersonen uns einen schönen Geist zu erlangen angelegen sein ließen."

Auch le bon goût und die wahre galanterie werden, wie Thomasius zum Schlusse eilend bemerkt, nicht durch äußere Nachäffung der französischen Sitten und Moden, die er höchst ergötzlich schildert, erworben, sondern durch eifriges Streben und durch steten Verkehr mit wahrhaft gebildeten.

Das bisher gesagte zusammenfassend, spricht er seine Meinung dahin aus, „daß, wenn man ja den Franzosen nachahmen will, man ihnen hierin nachahmen solle, daß man sich auf honnêteté, Gelehrsamkeit, beauté d'esprit, un bon goût und galanterie befleißige; denn wenn man diese Stücke alle zusammensetzt, wird endlich un parfait homme sage oder ein vollkommener weiser Mann daraus entstehen, den man in der Welt zu klugen und wichtigen Dingen brauchen kann."

Zum Schluß kündigt er seine Vorlesungen an, die zur Erreichung dieses Zieles dienen sollen. Die Gelehrsamkeit will er durch seine Vorträge über Logik, l'honnêteté durch die Erklärung seiner Institutionen befördern. Die Grundgesetze d'un bel esprit, du bon goût et d'un galant homme dagegen getraut er sich noch nicht „nach eigener Invention in einer gewissen Kunstform fürzustellen," er will sie vielmehr nach dem berühmten, durch Schopenhauers Uebersetzung auch zu unserer Zeit wieder bekannt gewordenen „Hand-Orakel" des Spaniers Gracian, Arte de Prudentia[7]), entwickeln.

Wie er aus der französischen Uebersetzung dieses Werkes ein Motto gewählt und seinem Programm vorausgeschickt hat, so fügt er die 79ste Maxime des Gracian als Schlußwort hinzu. Sie ist bezeichnend für seine damalige Denkweise. L'humeur joviale est une perfection plutôt qu'un défaut, quand il n'y a point d'excès. Un grain de plaisanterie assaisonne tout. Les plus grands hommes jouent d'enjouement comme les autres, pour se concilier la bienveillance universelle: mais avec cette différence, qu'ils gardent toujours la préférence à la sagesse et le respect à la bienséance. D'autres se tirent d'affaire par un trait de belle humeur; car il y a des choses qu'il faut prendre en riant, et quelquefois celles mêmes qu'un autre prend tout de bon. Une telle humeur est l'aimant des cœurs.

3. Stellung zum französischen Geiste.

Wer das besprochene Programm nur äußerlich betrachtet, könnte sich leicht zu der Ansicht verleiten lassen, daß Thomasius, indem er die Nachahmung der Franzosen empfiehlt, die Deutschen in geistige Abhängigkeit von den Franzosen bringen wollte. In der That wurde er deshalb von den Deutschthümlern seiner Zeit, die in träger Selbstgenügsamkeit für die „uralte teutsche Haupt- und Heldensprache“ schwärmten und die Ueberlegenheit einer fremden Literatur von vorn herein als unmöglich ansahen, heftig angefeindet; er galt ihnen als „Teutsch-Franzos, der die Teutschen unter das Franzosenjoch stecken wollte[8])“. Seine eigentliche Absicht konnten oder wollten sie nicht verstehen; denn offenbar betrachtete er die „Nachahmung der Franzosen“ nur als Mittel zum Zweck; die Deutschen sollten dem Beispiele der Franzosen darin folgen, daß sie ebenso wie diese geistige Selbständigkeit zu erringen strebten.

Allerdings spricht er eine große Hochachtung vor der damaligen französischen Literatur aus. Hatte diese doch unter der glänzenden Regierung Ludwigs XIV. in der That ihren Höhepunkt erreicht. Was vermochte die deutsche Poesie den Meisterwerken eines Corneille und Racine, eines Molière und Boileau entgegenzustellen? Welche Pflege hatte dort die Muttersprache gefunden, und wie vollendet mußten auch die prosaischen Werke erscheinen, die auf den Gebieten des Romans wie der Geschichte, der Beredsamkeit wie der Philosophie erschienen waren? Thomasius zeichnete sich in der Beurtheilung der französischen Literatur durch die echt deutsche Tugend der Gerechtigkeit gegen die Vorzüge des Auslandes aus. „Warum sollten wir, sagt er einmal, nicht die Tugend an unserm allgemeinen Feinde rühmen und hochachten?“[9]) Wie er in seiner ersten deutschen Schrift vielfach französische Schriften bespricht, so nimmt er auch in späteren Werken, z. B. in seiner Monatsschrift (1788—90), in den summarischen Nachrichten von Büchern (1715—17) und in vielen kleinen Abhandlungen auf die französische Literatur fortwährend Rücksicht und verfolgt ihren Entwickelungsgang mit regem Interesse. Er erkannte auch früh (1690), daß mit dem Ende des 17. Jahrhunderts die Periode des höchsten Glanzes vorüber war und ein allmähliges Sinken eintrat. Als Ursache desselben betrachtet er mit vollem Recht die Unterdrückung der geistigen Freiheit, wie sie sich zunächst in der Aufhebung des Edicts von Nantes und in der „Ausjagung der Reformirten“ zeigte[10]).

Daß er aber bei aller Bewunderung des französischen Geistes vor den Fehlern unserer westlichen Nachbarn sein Auge nicht verschloß, davon legen manche oben angeführte Aussprüche in dem Programm selbst Zeugniß ab. Hier und an anderen Stellen weist er besonders die Selbstüberhebung der Franzosen zurück. „Man muß, sagt er einmal später[11]), mehr Mitleiden als Zorn spüren lassen, wenn Baillet und Bouhours in Gegeneinanderhaltung der deutschen und französischen Nation diese wegen eines ungemeinen Vortheils am Verstande allzuschmeichlerisch erheben, jene aber wegen der Schwere des Verstandes gar zu parteiisch verachten und nicht schimpflich genug davon reden können.“

Von glühender Vaterlandsliebe beseelt erscheint er da, wo er sich über die weltgeschichtlichen Ereignisse ausspricht, die Frankreich seit dem dreißigjährigen Krieg so hoch erhoben, Deutschland so tief erniedrigt hatten. In der traurigsten Zeit unserer Geschichte, wo das zerrissene Deutschland dem übermüthigen Eroberer als Beute preisgegeben schien, wo so viele grade unter den deutschen Gelehrten den Sinn für deutsche Ehre verloren, wo der Helmstädter Professor Conring, einer der geistvollsten Gelehrten seiner Zeit, im Dienste des französischen Königs schrieb, bewahrte Thomasius den Sinn für Deutschlands Ehre, die Liebe zu dem „allgemeinen Vaterlande“[12]). In seiner Monatsschrift spricht er mehrfach seine patriotischen Gesinnungen aus. Mit Entrüstung weist er die Anmaßungen der französischen Gelehrten zurück, welche aus der Geschichte nachweisen wollten, daß die deutschen Kaiser „schuldig wären, dem Könige in Frankreich als dem rechtmäßigen Erben des fränkischen Reiches und ihrem Oberherren den Eid der Treue zu leisten[13]). Sieben Jahre nach jenem Gewaltact, durch den Straßburg dem deutschen Reich entrissen wurde, klagt er über „die ietzigen Brandschatzungen und Raubereien, die die französischen Völker hin und wieder im Reiche vornehmen“; er fürchtet, „wir werden noch viel Tort von dieser Seite auszustehn haben, ehe wir uns über der Vergeltung der bisher uns gemachten Bravaden zu erfreuen haben[14]).“ „Es wäre zu wünschen, heißt es an einen anderen Orte, daß die deutsche Macht der französischen Gewalt mit gleichem Eifer (wie einige deutsche Schriftsteller) nachdrücklich begegnete; denn diese Art böser Geister will nicht sowohl mit Feder und Dinte, als mit Feuer und Schwert ausgetilgt sein[15]).“ Doch ist sein Schmerz nicht hoffnungslos; denn der Deutsche gleiche

einem guten Lautenspieler: „der stimmt oft so lange, daß einem Zeit und Weile darüber lang wird; wenn er aber einmal recht fertig wird, so spielt er darnach desto länger. Wir Deutschen haben bisher ein großes Phlegma an uns spüren lassen, daß wir ziemlich viel verpaßt; wenn man es uns aber zu grob macht und wir einmal recht böse geworden sein, so sind wir nicht so leicht wieder zu begütigen“. Freilich waren die Hoffnungen, welche er auf den Augsburger Bund, der 1688 gegen Ludwig XIV. geschlossen wurde, setzte, trügerisch. Noch lange sollte es dauern, bis es deutscher Kraft gelang, die patriotische Hoffnung des Thomasius erfüllend, „den Hahn in sein Nest zu treiben und die erborgten und geraubten Adlersfedern wiederzuholen“.

Dieses Vertrauen auf den endlichen Sieg des deutschen Geistes über das Franzosenthum gründete sich auf eine klare Anschauung von dem Unterschiede der beiden Nachbarvölker; denn „eine jede Nation hat ihren besonderen Charakter[16]).“ Die Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Deutschen hindere wohl eine schnelle Entwickelung; aber ihre Geduld und Ausdauer führe desto sicherer zum Ziele. Von dieser Eigenschaft des deutschen Genius hofft er auch für das geistige Leben die schönsten Erfolge; denn „eben diese Geduld ist es, die nothwendig erfordert wird, wenn man etwas solides schreiben und sich mit einem faux brillant nicht vergnügen will.“

Somit verdient Thomasius „wegen seines energischen Patriotismus“ auch den von ihm bewunderten Franzosen gegenüber die Anerkennung, die ihm vor kurzem von einem unserer bedeutendsten Historiker in beredten Worten gezollt ist[17]). Wenn auch die Behauptung Giesebrecht's, daß „Thomasius dem Franzosenthum in seinem Einfluß auf Literatur und Sitte mit Entschiedenheit entgegengetreten sei“, nur eine beschränkte Giltigkeit haben dürfte, so ist seine Stellung schön und wahr in den Worten ausgesprochen: „Er führte überall die Deutschen auf ihr eigenes Wesen zurück.“ Dieses sollten sie auch dann nicht verleugnen, wenn sie sich von fremden Einflüssen anregen und treiben ließen.

4. Deutsche Vorlesungen des Thomasius.

Seinem Programme gemäß hielt Thomasius im Winter 1687 bis Ostern 1688 seine erste deutsche Vorlesung an der Leipziger Universität. Diese Neuerung, durch die er tief eingewurzelten Vorurtheilen entgegentrat, ist für die Entfaltung des deutschen Geisteslebens von unermeßlicher Bedeutung gewesen. Er brach dadurch die Herrschaft, welche die lateinische Sprache so lange ausgeübt hatte. Nur in seiner Muttersprache vermag der Mensch seine Gedanken frei auszudrücken. Eine fremde und namentlich eine todte Sprache bringt ihm dagegen fertige Vorstellungen in gegebenen Ausdrücken zu, und es erfordert schon eine Geistesarbeit, sich beide zu eigen zu machen. Sie ist geeignet, fertige Begriffe zu erklären, feststehende Anschauungen zu zergliedern und zusammenzufassen. Wenn aber neue Gedanken hervortreten, so wird die schon in sich abgeschlossene Sprache stets dem freien Ausdruck hinderlich sein.

In der Reformationszeit hatte es einmal den Anschein gehabt, als ob die Führer der neuen geistigen Bewegung nicht nur die Ereignisse des Tages, sondern auch wissenschaftliche Fragen in deutscher Sprache behandeln würden. Allein den viel versprechenden Anfängen einer deutschen Prosa, die, von populärer Tendenz ausgehend, auch auf das wissenschaftliche Gebiet hinübergriff, war keine Fortentwickelung gefolgt. Der Humanismus des sechzehnten Jahrhunderts, den die deutschen Reformatoren als Bundesgenossen annehmen mußten, bedurfte seiner Aufgabe gemäß einer Weltsprache und sicherte daher dem Latein seine Stellung ebenso in den Werken der Gelehrten wie in den Hörsälen der Universitätslehrer. Bei einer Besprechung von Agricola's Sprichwörtersammlungen spricht Thomasius einmal sein Bedauern darüber aus, daß „dessen Aemulus Philippus (Melanchthon) das leidige Latein als ein zur Weisheit höchst nöthiges Stück wieder allzusehr erhoben und den Gebrauch der deutschen Sprache in Sachen, die zur Erkenntniß der wahren Weisheit gehören, mit seiner Autorität wieder unterdrückt habe[18])“.

Allerdings muß zugegeben werden, daß Thomasius in seinem gerechten Eifer für die Hebung der Muttersprache weder die Bedeutung der Sprachstudien an sich und namentlich des Studiums der griechischen und lateinischen Sprache, noch auch den formalen Nutzen des sprachlichen Unterrichts erkannt hat. Die im Programm angedeuteten Ansichten (vgl. oben S. 4) führt er bald darauf in seiner Monatsschrift[19]) weiter aus. „Der Mensch“, heißt es dort, „ist nicht auf der Welt der Sprachen halber, und die Sprachen machen für sich keinen gelehrten Mann, sondern die Sprachen sind erfunden, daß die Menschen dadurch ihre Gedanken einander eröffnen sollen, und die Gelehrsamkeit besteht nicht in zierlich gesetzten Worten, sondern in wahrhaftigen und mit der Sache selbst übereinstimmenden

Gedanken. Danneuhero ist das ein gemeiner Fehler in der gewöhnlichen Lehrart, daß man auf den Schulen nur um die lateinische und die griechische Sprache bekümmert ist, die Wissenschaft aber selbst, ingleichen den Tugendweg und die Zucht durch taugliche Methode der Jugend beizubringen vergißt. Anderntheils ist nicht zu leugnen, daß, weil in den fremden Sprachen viele zu den Wissenschaften und der Sittenlehre gehörige Bücher geschrieben sind, dergleichen wir in unserer Sprache so häufig nicht haben, man auch die Sprachen und deren Beibringung nicht so gar verwerfen oder meinen müsse, daß es mit Rechnen oder mathematischen Künsten, ingleichen mit der Tugendlehre allein ausgerichtet sei." — „Die Sprachen können wohl einen gelehrten Mann machen, aber ohne dieselben kann man doch gelehrt sein. Hingegen wer nichts als Sprachen kann, im übrigen aber seinen Kopf von Wissenschaften und der Morale ledig findet, der übersteigt sich ein wenig in seinen Gedanken, wenn er sich für einen gelehrten Mann ausgeben will. — Es ist wahr, ein reiner, schöner lateinischer stylus und eine gute Wissenschaft im Griechischen ziert einen Gelehrten billig, und wann ein Gelehrter keinen Mangel mehr hat, als daß er lateinisch und griechisch kann, so ist er ebenso leicht zu ertragen, als ein schön, jung, galant und tugendhaft Frauenzimmer, das keinen andern Mangel hat, als daß sie reich ist. — Am besten ist es, wenn alles beides, Sprachen und Wissenschaften, bei einander sind."

Die letzte Consequenz dieser Anschauungen, die vollständige Beseitigung der lateinischen Sprache im wissenschaftlichen Verkehr, hat Thomasius nicht gezogen. Wie er sein erstes größeres Werk nach dem Vorgange Pufendorf's in lateinischer Sprache herausgab, so hat er auch später in den Schriften, die sich an das hergebrachte anschlossen, die gebräuchliche Gelehrtensprache angewandt. Aehnlich nun hielt er es mit seinen Vorlesungen. Nur da, wo er dem Herkommen entgegentrat und neue Gedanken auszusprechen sich gedrungen fühlte, mußte er sich von dem Joche des Lateinischen frei machen und bediente sich der lebendigen Muttersprache. Dies also war zunächst der Grund, weshalb er „über des Gracian's Grundregeln, vernünftig, klug und artig zu leben", deutsche Vorträge hielt. Ihnen folgten ein halbes Jahr darauf Vorlesungen über die Sittenlehre. Er kündigte sie Ostern 1688 in einem Programm an, in dem er „die Mängel der aristotelischen Ethik" besprach[20]). Er setzte diese Vorträge, wie es im nächsten Programm (Michaelis 1688) heißt, „mit einer deutlichen, leichten und anmuthigen Lehrart in deutscher Sprache" fort und sprach die Hoffnung aus, daß durch dieselben „Leute, die von den akademischen Grillen der Philosophie die Zeit ihres Lebens nichts gehört haben, absonderlich aber auch das Frauenzimmer, der Wissenschaft vollkommen theilhaft gemacht werden können[21])". Nicht minder also wurde die Anwendung der deutschen Sprache durch die Rücksicht auf die Zuhörer veranlaßt. Allerdings mußte er von der wissenschaftlichen Strenge der Gedankenentwickelung manches nachlassen, wenn sich ihm die ausgesprochene Hoffnung verwirklichen sollte. Man sieht die Anfänge der popularisirenden Behandlung wissenschaftlicher Fragen.

Unter den übrigen noch in Leipzig gehaltenen deutschen Vorlesungen sei wenigstens die letzte erwähnt, welche auf die Schicksale des Thomasius wesentlichen Einfluß ausgeübt hat. Nachdem ihm nämlich durch die vorgesetzten Behörden die Fortsetzung eines früheren Collegs verboten war, kündigte er Vorträge über die Vorurtheile an, die er vom 15. Juli 1689 bis zum März 1690 hielt. Diese lectiones de praejudiciis oder „von den Vorurtheilen, die uns an der Erkenntniß der Wahrheit hindern", legen von dem nach Selbständigkeit ringenden, muthigen Geist des Mannes herrliches Zeugniß ab. Noch als Greis gedachte er derselben und gab sie 1725 nach den früher von ihm gemachten Aufzeichnungen in einer Sammelschrift heraus[22]).

In diesen Vorträgen erscheint Thomasius am entschiedensten als Vorläufer der deutschen Aufklärung. Das irdische Glück der Menschen ist seiner Ansicht nach von einem tugendhaften Leben, dieses aber von der Erkenntniß der Wahrheit abhängig; da aber die Erkenntniß durch die praejudicia, d. h. „vorhergefaßte Meinungen" oder, wie er erst in späteren Schriften sagt, „Vorurtheile" gehemmt werde, so müssen diese beseitigt werden. Er unterscheidet zwei Arten derselben: die Vorurtheile des Ansehns (praej. autoritatis) und die der Uebereilung (praej. praecipitantiae). In höchst lebendigen Gesprächen wird gezeigt, wie die gewöhnlichen Begriffe und Urtheile der Menschen entweder nur auf dem Herkommen beruhen oder doch nicht hinreichend begründet sind. Das Gespräch über die Definition eines Esels zeigt einem wissensstolzen Menschen, daß er von den gewöhnlichsten Dingen keine klare Vorstellung habe; es ist mit derber Komik gewürzt und enthält viele satirische Bemerkungen gegen die Vertreter der gewöhnlichen Philosophie seiner Zeit. Noch lebendiger und bei aller Derbheit geistreicher ist die Unterhaltung zwischen einem Peripatetiker, einem Tartuffe, einem Skeptiker und einem Cartesianer. Im weiteren Verlaufe der

Vorlesungen wendet sich Thomasius besonders gegen das Vorurtheil der Autorität als das gefährlichste und schädlichste. Er nennt es so, „weil man, durch anderer Autorität betrogen, dasjenige für wahr hält, was doch mit dem Probirstein der Wahrheit nicht übereinstimmt". Der Anfang desselben werde schon in früher Jugend gelegt, wenn die Eltern und Dienstboten den Kindern z. B. „vom heiligen Christ und dem Knecht Ruprecht" vorschwatzen. „Der Fortgang dieses Vorurtheils und dessen Wachsthum ist den Präceptoren in Schulen zuzuschreiben, indem dieselben den Kindern anstatt nützlicher Wahrheiten und des Begriffs vom Wesen der Dinge fast nichts als bloße Namen und das Latein beibringen, die dadurch bedeuteten Dinge aber entweder mit dunkeln Worten oder auch mit falschen Lehren erklären, dabei aber die Kinder fast täglich vermahnen, daß sie nicht klüger sein sollen als ihre Lehrer und Eltern, sondern dasjenige gehorsamlich glauben sollen, was ihnen diese vorsagen, wozu denn öfters auch das vierte Gebot recht lästerlich, jedoch ganz orthodox, pfleget gemißbraucht zu werden. — Endlich aber gelanget dieses Vorurtheil auf den Universitäten zu seinem völligen Wachsthum, indem daselbst in allen vier Facultäten von den meisten Professoren den Studiosis beigebracht wird, daß sie von der ehrwürdigen und gottseligen Antiquität beileibe nicht abgehen, sondern derselben blindlings folgen sollen." — „Darum höret und lieset man oft, daß solche von dem praejudicio autoritatis besessenen Leute sich nicht schämen zu sagen: Ich will lieber mit diesem irren, als mit dem andern die Wahrheit sagen." In durchaus polemischer Haltung werden die in dem vorigen angedeuteten Grundgedanken alsdann weiter ausgeführt.

Zahlreich sind die Vorlesungen, welche Thomasius seit dem Jahre 1690 zu Halle in deutscher Sprache gehalten hat. Sie behandeln die verschiedenen philosophischen und juristischen Disciplinen. Eine derselben muß dem Zwecke unserer Abhandlung entsprechend besonders hervorgehoben werden: die über den deutschen Stil, die er in dem Osterprogramm des Jahres 1691 ankündigte[23]). „Ein jeder vernünftige Mensch", sagt er, „sonderlich aber derjenige, der Profession aus dem Studiren macht, soll sich befleißigen, sich anzugewöhnen, daß er deutlich und artig reden und schreiben möge; denn es dünkt mich, daß die menschliche Rede mit drei hauptsächlichen Vortrefflichkeiten begabt sei, mit Deutlichkeit, mit der Artigkeit und mit den Zierathen der Rednerkunst." Nachdem er diese Begriffe eingehend besprochen und auf ein von einem andern Professor über „die Zierathen der Rede" zu haltendes collegium oratorium hingewiesen hat, entwickelt er, wie nothwendig die vorbereitende Anweisung über die „Deutlichkeit und Artigkeit" sei. „Ich kann meines Ortes selbst durch zwölfjährige Erfahrung bezeugen, daß die meisten unter meinen Auditoribus, auch diejenigen, die ihr gut Latein von den Schulen mitgebracht, wenig oder kein Deutsch gekonnt, das ist, daß sie gar selten capabel gewesen, einen deutlichen, artigen Brief zu schreiben oder einen kleinen Satz förmlich vorzubringen u. s. w., sondern solches hernach erst, wenn sie von Universitäten kommen, mit großer Mühe und Arbeit lernen und sich darinnen üben müssen. Zudem ist es auch durch eine allgemeine praxin in Deutschland eingeführt, daß das meiste Absehen der Schulen und Gymnasien dahin gehet, wie junge Leute in lateinischer Sprache sich eine Deutlichkeit und Artigkeit angewöhnen. — — Derowegen sind wir gesonnen, daß dieses unser Collegium Styli auf die deutsche Sprache, zu derer Ehren die Durchlauchtigste fruchtbringende Gesellschaft aufgerichtet worden und noch dauert, gerichtet sein solle." Der große Gelehrte hielt es nicht unter seiner Würde, in den ersten Anfangsgründen zu unterrichten und so das auf den Schulen Versäumte nachzuholen. Er erklärte in diesen Vorlesungen zunächst „die praecepta, so einer, der diese Vollkommenheit in der deutschen Sprache erlangen will, nothwendig in Acht nehmen muß"; dann ließ er seine Zuhörer „nach eigener Willkür einen deutschen Brief, von waßerlei Materie es sei, eine Hochzeit- oder Leichenrede u. a. dgl. oder eine kurze Erzählung einer Geschichte aufsetzen". Nachdem er sich hierdurch von ihrer „Capacität und Vermögen" überzeugt hatte, stellte er selbst Aufgaben und beurtheilte die eingegangenen Arbeiten. Ebenso suchte er durch Redeübungen und durch Besprechung wichtiger Bücher die Studenten zu fördern. Aus alledem ergiebt sich, daß Thomasius die Pflege der deutschen Sprache als eine ernste und würdige Aufgabe ansah. Unberechenbar sind die Einflüsse, welche Thomasius als Universitätslehrer auf die Hebung der deutschen Literatur ausgeübt hat; unzählige gewannen erst aus seinen Vorlesungen ein richtiges Verständniß für den Werth der Muttersprache. Auch fehlte es nicht an Professoren, die seinem Beispiele folgten, und schon im Anfang des 18. Jahrhunderts wurde nicht nur in Halle, sondern auch auf anderen deutschen Universitäten deutsch gelesen[24]).

5. Erste deutsche Monatsschrift.

Thomasius war von seinem ersten Auftreten als deutscher Schriftsteller an nicht allein zufrieden mit dem Einfluß, den er auf die akademische Jugend übte. Schon die großentheils deutsch geschriebenen Programme, in denen er seine Collegia ankündete, waren auch auf die Gebildeten überhaupt, ja selbst auf die gebildete Frauenwelt berechnet. Aber er suchte noch einen andern Weg, auf dem er unmittelbar das deutsche Volk, soweit es am geistigen Leben Antheil zu nehmen fähig und geneigt war, für seine Gedanken gewinnen konnte.

Nach dem Vorbilde des 1665 begonnenen journal des savans wurden in Leipzig seit 1682 die acta eruditorum herausgegeben, eine Zeitschrift, in der neu erschienene Werke angezeigt und besprochen, doch nicht eingehender beurtheilt wurden. Auch Thomasius gehörte kurze Zeit zu den Mitarbeitern dieses Journals, beschloß aber bald seine eigenen Wege zu gehen. Er wollte nicht bloß „Extracte aus den Büchern vorstellen", sondern über die Werke, die er besprach, ohne Ansehn der Person urtheilen, ihre Stellung in der geistigen Entwicklung seiner Zeit bezeichnen und so die Leser mit in den Kampf hineinziehen. Daher faßte er den Entschluß, eine deutsche Monatsschrift herauszugeben. Das erste Heft erschien zu Anfang des Jahres 1688 unter dem Titel: „Schertz- und Ernsthaffter, Vernünfftiger und Einfältiger Gedancken, über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen. Erster Monath oder Januarius, in einem Gespräch vorgestellet von der Gesellschaft derer Müßigen. Franckfurth und Leipzig, Verlegts Moritz Georg Weidmann, Buchhändler, 1688." Die „Gesellschaft derer Müßigen" (die sich offenbar den eruditi der lateinischen Zeitschrift gegenüberstellen) blieb in den folgenden Monaten unerwähnt. Das letzte Heft des Jahrganges heißt: „Ernsthaffte Gedancken über etliche ernsthaffte Bücher und Fragen, anstatt des 12. Monats oder December in einem Gespräch vorgestellet" und erschien, wie schon die früheren Hefte seit April, zu Halle bei Saalfeld.

Im folgenden Jahrgang wird der Titel geändert und die Gesprächsform aufgegeben; von nun an wird auch der Name des Verfassers genannt. Der Titel des Januarheftes ist: „Freymüthige, jedoch Vernunfft- und Gesetzmäßige Gedanken über allerhand, fürnehmlich aber Neue Bücher 2c. Januarius des 1689. Jahres, entworffen von Christian Thomas". Der Haupttitel für beide Jahrgänge endlich lautet: „Freymüthige Lustige und Ernsthaffte jedoch Vernunfft- und Gesetz-mäßige Gedancken oder Monats-Gespräche, über allerhand, fürnehmlich aber Neue Bücher, durch alle zwölff Monate des 1688. und 1689. Jahres durchgeführt von Christian Thomas. Halle, Gedruckt und verlegt von Christoph Salfelden. 1690".

Jedes Heft war mit einem Titelkupfer geziert, das sich entweder auf den Inhalt bezog oder durch irgend eine allegorische Darstellung dem Leser gewissermaßen ein Räthsel aufgab; dem 2ten Jahrgang fügte Thomasius eine Erklärung der zwölf Abbildungen desselben bei. — Uebrigens wurde die Zeitschrift noch für das Jahr 1690 fortgesetzt; aber dem neuen, ungenannten Herausgeber fehlte der Geist des Thomasius, wiewohl er dessen Richtung vertrat[25]).

Die Monatsgespräche waren die erste wissenschaftliche Zeitschrift, welche in deutscher Sprache erschien. In durchaus selbständiger und eigenthümlicher Weise trat Thomasius besonders im ersten Jahrgang auf. Der kecke, herausfordernde, fast übermüthige Ton, den Thomasius schon in seinem ersten Programm angeschlagen hatte, klingt uns von Anfang an entgegen. Mit Entschiedenheit wendet sich der Verfasser gegen die Vertreter der pedantischen Schulgelehrsamkeit und der todten Rechtgläubigkeit. Die angekündigte Besprechung von „allerhand, fürnehmlich aber neuen Büchern" wird zu einer scharfen Satire gegen die Zopfgelehrten und die Scheinheiligen seiner Zeit. Daher widmet er den ersten Monat den Herren Barbon und Tartuffe; jener ist der altkluge Vertreter einer todten Gelehrsamkeit[26]), dieser der aus Molière's Komödie bekannte, schon damals auch in Deutschland populär gewordene heuchlerische Frömmling. Wie an Molière, so knüpft Thomasius auch an Boileau an. Er citirt aus dessen Discours au roi einige Verse (v. 81—102): Le mal est, qu'en rimant ma Muse un peu légère etc. und läßt sie in einer freien Uebersetzung „vermutterspracht" folgen.

„Nichts macht dies Buch verhaßt, als daß es nicht kann heucheln
Und den Untugenden mit falschen Namen schmeicheln.
Dies ist es, das die Zunft der Gleißner so erschreckt,
Sie wollen nicht, daß man, aus Eifer angetrieben,
In Schriften bilde vor die Laster, so sie lieben;

Sie leiden's nicht, daß man der tugendhaften Welt
Die Mängel ihres Thuns klar unter Augen stellt.
Sie können nicht ein Wort, das sie beschämt, vertragen;
Sie wollen, so man lacht, gleich mit dem Schwert drein schlagen.
Sie führen überall ein greulich Mordgeschrei,
Als ob gar sehr verletzt des Landes Wohlfahrt sei,
Sobald sie hören, daß es einer frisch gewaget
Und ihrer Schande hat die Wahrheit deutsch gesaget.
Nach ihrer Meinung ist solch Werk das schlimmste Gift,
Das nicht allein die Welt, ja selbst den Himmel trifft.
Doch ob ein falscher Schein schon ihre Schwachheit decket,
So sieht man doch, daß nichts als Wahrheit sie abschrecket.
Es ist nur gar umsonst, daß dieses stolze Bild
In einen Mantel sich der strengen Tugend hüllt.
Ihr hämisch Herz, das selbst mit Gott und Tugend scherzet,
Hat sonder Zorn noch nie Tartüffens Spiel verscherzet."

Wie schon oben bemerkt, nannte sich Thomasius anfangs nicht, um möglichst unbefangen und frei seine Ansichten aussprechen zu können. Ja er macht humoristisch sich selbst zum Gegenstand des Spottes. So überträgt er z. B. in seinem Roman von Aristoteles manches auf den Helden seiner Erzählung, was dem Thomasius selbst zum Vorwurf gemacht wurde, wie namentlich seine Kleidung, sein Streben nach Galanterie, sein l'Hombre-Spiel u. s. w. Anziehend ist namentlich die Charakteristik, die er in der Vorrede zum Märzheft von sich selbst giebt und in der er den Titel eines Gelehrten abweist, weil er zu keiner der vier Facultäten gerechnet werden könne.

Höchst ergötzlich ist die Form, in welche er, wenigstens im ersten Jahrgang, seine Gedanken einkleidet. Um die Gespräche, deren Gegenstand die zu beurtheilenden Schriften bilden sollen, natürlich erscheinen zu lassen, erfindet er eine Art von Novelle, der es selbst an spannenden Momenten nicht fehlt, wiewohl die Handlung nur selten zu Ende geführt wird. Die auftretenden Personen sind treffend charakterisirt und vertreten theils einzelne Seiten der Weltanschauung des Verfassers, theils den zu bekämpfenden Standpunkt der Gegner. Auf diese Weise wollte er die Leser vorbereiten, „damit ihnen seine Lehren nicht gar zu unerträglich vorkämen", um dann „seine sonderlichen Meinungen, und die von der gemeinen Lehre abweichen, mit vorzubringen, auch darneben der Frau Pedanterei und Heuchelei zuweilen eins zu versetzen[27])". Dabei verdient es besondere Anerkennung, daß er den Charakter der Personen, welche, in den gewöhnlichen Vorurtheilen befangen, das Herkommen vertreten und vertheidigen, keineswegs allzu schwarz malt, sondern fast stets durch einen Zug beschränkter, ehrlicher Gutmüthigkeit mildert. So wirkt seine Satire in der That humoristisch.

In den beiden ersten Monatsheften unterhalten sich vier Männer, Christoph, Augustin, Benedict und David, welche in einer Landkutsche von Frankfurt a. M. zur Neujahrsmesse nach Leipzig zusammenreisen. Ihre Gespräche betreffen hauptsächlich die Frage, welche Gattung von Büchern den Vorzug vor andern verdiene. Christoph, ein gebildeter Kaufmann, vertritt den Standpunkt heiterer Lebensanschauung, dem eine „geziemende Belustigung", eine „gemäßigte Fröhlichkeit" für das höchste unter den zeitlichen Gütern gilt. Daher theilt er mit großem Behagen aus einem so eben erschienenen Werke des bekannten Abraham a Sancta Clara („Reim dich oder ich liß dich" 1687) manches mit. Besonders aber gefallen ihm die „Historien, worinnen allerhand und vielerlei Umstände und unvorhergesehene Fälle in einander gemischt sind". Den wahren Historien zieht er „die erdichteten vor, so man Romains nennet, weil sie mehr belustigen, absonderlich die kleinen französischen, als wozu man nicht so viel Kopfzerbrechens gebraucht und Zeit anwenden darf und mit großer Begierde den Ausgang einer durch allerhand Zufälle in einander gemischten artigen Invention zu wissen verlanget und aus einem innerlichen Trieb der natürlichen Compassion mit anderer Leute Glück sich selbsten über dem erwünschten Ende, so dergleichen Geschichten zu nehmen pflegen, mitfreuet." Man dürfe auch die Romanschriftsteller durchaus nicht gering schätzen; denn es koste weniger Mühe, „etwas wahrhaftes zu schreiben, als etwas, das der Wahrheit ähnlich sei". Eine große Anzahl von deutschen und französischen Romanen wird nun besprochen.

Augustin, „ein gereister Kavalier," zeigt in seinem ganzen Wesen den feinen Schliff der höheren Stände.

Er hat bis jetzt längere Zeit in Paris gelebt und will nun die hervorragenden deutschen Städte besuchen, um einen tieferen Einblick in das staatliche und gesellschaftliche Leben zu gewinnen. Daher rühmt er besonders die geschichtlichen und staatswissenschaftlichen Schriften, deren Besprechung er anregt, und giebt den Rath, „die besten derartigen Werke, so in französischer, italienischer und lateinischer Sprache herausgekommen, in gut und rein hochdeutsch“ zu übersetzen.

An Männer, wie Thomasius sie in Christoph und Augustin gezeichnet hat, dachte er bei der Abfassung seiner deutschen Schriften; er erkannte in dem gebildeten Mittelstand und in den höheren gesellschaftlichen Schichten die zukünftigen Träger echt nationaler geistiger Entwickelung; daher läßt er sie meistens seine eigenen Anschauungen aussprechen. Neben ihnen steht als Vertreter des gründlichen Wissens der gelehrte Benedict. Er ist zwar Anhänger der damals herrschenden, sich nach Aristoteles nennenden Philosophie, strebt aber nach Selbständigkeit des Urtheils. Auch ist er frei von der gelehrten Ausschließlichkeit; darum will er, daß „die Schriften von den meisten Leuten gelesen werden können.“ Die Romane lobt er zwar, doch zieht er sie nicht den übrigen Schriften vor, „weil die Lust den Nutzen zum wenigsten zehnmal übertrifft.“ Die Bücher aber verdienen das größte Lob, „welche zugleich nützen und belustigen“. Der Grundsatz, nach welchem nun in der ganzen Zeitschrift die wissenschaftlichen wie belletristischen Werke beurtheilt werden, ist damit ausgesprochen. Es ist der Gedanke, der in der literarischen Kritik bis zu Lessing's Auftreten maßgebend gewesen ist. Thomasius schließt sich dabei an die oft citirten Verse des Horaz an: Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci, Lectorem delectando pariterque monendo, die Boileau in L'Art poétique (I, 75) bekanntlich so umschreibt:

Heureux qui, dans ses vers, sait d'une voix légère
Passer du grave au doux, du plaisant au sévère!

Bei aller Verschiedenheit ihrer Lebensstellung und Geistesrichtung verständigen sich die genannten drei Männer in dem weiteren Fortgang der Unterhaltung über den Werth der Bücher, die angeführt werden, so daß der vierte Reisegenosse, David, als ihr gemeinsamer Gegner übrig bleibt. Dieser, ein so eben als Conrector berufener Theologe, vertritt die Vorurtheile, gegen die Thomasius kämpfte. Die anerkannte Kirchenlehre und das herrschende, sich nach Aristoteles nennende Lehrsystem ist ihm unbedingte Autorität, an der niemand ungestraft rütteln darf. Heiliger Eifer erfüllt ihn gegen jeden, der im geringsten von dem Herkommen abzuweichen wagt. Daher kämpft er besonders gegen die von Frankreich kommenden geistigen Einflüsse; den Franzosen ist er „durchaus nicht gut, und er wünscht, daß sie allesammt nur einen Hals haben möchten, damit er sie mit seinem, wiewohl etwas stumpfen Seitengewehre auf einmal austilgen könnte“. Aber „leider ist es mit uns Deutschen dahin gerathen, daß, da vor diesem man die Franzosen kaum über die Achsel angesehen, jetzo alles von französischer Galanterie angefüllet sein muß, so gar, daß unter uns welche gefunden werden, die den Franzosen augenscheinlich flattiren, daß sie diese zum Muster deutscher Sitten machen wollen, gleich als ob die Deutschen bishero Narren und dumme Eselsköpfe gewesen wären, ehe sie von der französischen Galanterie etwas gewußt hätten“. Hierin giebt ihm auch der gelehrte Benedict Recht, der ebenfalls die „neue Mode“ verurtheilt, „daß man auf deutschen Akademien gar die französische Galanterie der studirenden Jugend einflößen will,“ und selbst der vornehme Augustin schließt sich an: „da dieses sich Leute zu thun unterfangen, die weder am Hofe gewesen sein noch gereist haben, gleich als ob die die wahre Politik oder Galanterie mit philosophischem Nachsinnen begreifen und derselben Grundlehren durch einen quodlibetischen Discurs erklären können.“ Nur den lustigen Christoph läßt Thomasius, der im vorigen gewiß die über sein erstes deutsches Programm gefällten Urtheile mittheilt, schweigen; daher wird er aber von David für einen Epikureer erklärt.

David eifert nun von seinem beschränkten Standpunkte aus gegen Romane und Romanlectüre; „keine Zeit sei übler angelegt, als die man in Lesung solcher Bücher angewendet“. Ihre Werthlosigkeit will er sogar philosophisch beweisen, und zwar durch den Unterschied per se et per accidens, „denn dieses klingt ein wenig lieblicher, wenn man die rechten terminos technicos, als wenn man die schlechten Worte: für sich selbst und zufälliger Weise, die auch ein jedweder Handwerksmann verstehen kann, braucht“. Während also die Romane höchstens per accidens, nie aber per se Nutzen bringen können, komme es darauf an, in Schriften die bestehende Lehrart theils zu begründen, theils auf einzelne Fälle anzuwenden. Die Vorschläge, die er macht[28]), carikiren gewisse Zweige der Literatur jener Zeit.

Gerade als man sich über die acta eruditorum unterhalten will, fällt der Wagen um, und „ihr Dis-

curs nahm ein beschneietes Ende“. In Leipzig wird der Verkehr fortgesetzt. David, der bei dem Fall schwer verletzt war, wird in seinem Krankenzimmer von den anderen besucht. Er erklärt, daß er nach reiflicher Ueberlegung „die ehrbaren moralischen Satiren“ für die besten Schriften halte. Als Vorbild betrachtet er namentlich die Gesichte des Philander v. Sittenwald, „der von vielen gelehrten Leuten gelobt, und dessen Schriften von vielen vornehmen Mitgliedern des berühmten Palmenordens mit Versen beehrt worden“. Boileau, der von den andern gelobt und eingehend besprochen wird, ist ihm völlig unbekannt. Schon hat er selbst an die Ausführung eines umfangreichen satirischen Gedichtes gedacht, das alle religiösen und wissenschaftlichen Ketzereien strafen soll; es soll vierzehn Theile[29]) zerfallen, die er leider noch nicht hat ausführen können, „weil er seine loci communes zu ...ünse gelassen“. Aber den Abschnitt, der über das ärgerliche Hofleben handeln und Pontius Pilatus genannt werden soll, hat er bereits begonnen. Die fünf ersten Verse, die er mit Hilfe von Harsdörffers poetischem Trichter glücklich zu Stande gebracht hat, lauten:

„Es kam die Nacht herbei, in der die matten Glieder
Gar sehr begierig sind, im weichen Bettgefieder
Zu finden ihre Ruh. Ich legte mich zur Ruh
Und schloß in einem Huy die müden Augen zu.
Bald träumte mich, als käm' Gott Morpheus an mein Fenster.“

Leider kann er zu „Fenster“ keinen Reim finden; Benedict räth „Scheiben“ für Fenster zu setzen; Christoph schlägt vor:

„Bald träumte mich, als käm Gott Morpheus an mein Bette,
Ach wer doch einen Reim zu diesem Reime hätte!“

Augustin endlich empfiehlt „Gespenster“ als einen sehr passenden Reim. Alle drei aber rathen dem guten David ernstlich von seinem Vorhaben ab; denn er werde sich durch Satiren „nur die ganze Welt auf den Hals hetzen“. Indeß ihre Bemühungen sind umsonst; muthig will er allen Feinden Trotz bieten. Erst eine von einem Hunde verfolgte Katze bewirkt eine Aenderung seiner Gesinnung. Sie springt auf den mit Betten umwundenen Kopf des armen Patienten und bereitet ihm großes Ungemach. Da erkennt er in diesem Thiere, das „vorn leckt und hinten kratzt“ ein Bild der Satire und beschließt von seinem Unternehmen abzustehen.

Zum Schluß verständigt man sich darüber, daß die Abfassung einer deutschen Zeitschrift, in der die wichtigsten Schriften gesprächsweise vorgeführt und von verschiedenen Standpunkten aus beurtheilt würden, ein verdienstvolles Unternehmen sei.

Weniger scharf und schneidig erscheint die Kritik des Thomasius im Märzheft. Die einander gegenüberstehenden Ansichten werden von zwei Männern vertreten, die trotz aller Verschiedenheit ihrer Ueberzeugungen befreundet sind. Clarindo war „ein wenig Sonderling, d. i. er folgte ohne Ansehn der Person in Sachen, die durch die menschliche Vernunft begriffen werden können, seinem eigenen Kopfe und glaubte nichts, was man ihm immer vorsagen mochte, wenn man ihm solches nicht mit starken Gründen bewiesen“. Nicanor dagegen „hielt es mit den lieben Alten und achtete es für unrecht, daß ein Mensch unserer Zeit sich weiser dünken sollte, als unsere Vorfahren“. Gegen Höherstehende zeigte sich jener kühn, dieser schmeichelnd, „doch nicht aus bösem Gemüth, sondern aus natürlicher Furcht vor höheren Leuten“. Sie unterhalten sich in Gegenwart Polydor's, „eines klugen Staatsministers“, der lebhaftes Interesse an der Literatur besitzt, über eine Reihe von geschichtlichen und philosophischen Werken. Namentlich wird Spinoza's Ethik[30]) und Tschirnhausens medicina mentis besprochen.

Im Aprilheft aber greift Thomasius, der durch das feindselige Auftreten seiner Gegner gereizt war, die Götzen der Pedanterei aufs heftigste an. Zwei Brüder, der Philosoph Cyllenio und der Jurist Cardenio, unterhalten sich über die von ihnen vertretenen Wissenschaften. Da Cardenio ein Freund der Romane ist und sogar französische Romane übersetzt, so wird er von seinem Bruder verspottet und ihm im Scherz der Rath ertheilt, einmal den Tribonian, der bekanntlich auf Befehl Justinian's die unter dem Namen Corpus juris bekannte Sammlung von Gesetzen und Rechtsbestimmungen anfertigte, zum Helden eines Romans zu machen. Nachdem eine kurze Zeit das herrschende System der Rechtswissenschaft lächerlich gemacht ist, dreht Cardenio den Spieß um und trägt zur Verspottung der aristotelischen Philosophie, wie sie damals auf den meisten Lehrstühlen herrschte, einen Roman über Aristoteles vor, der nach Hettner's[31]) Urtheil „ein Werk des echtesten Humors“ ist.

Aristoteles befindet sich, nachdem er eine wilde Jugend verlebt und sein Vermögen verpraßt hat, in trüber Lage und muß sich mit Verfertigung von Fleckkugeln, Schminke und Haarpuder seinen Lebensunterhalt gewinnen. Daneben legt er sich aber 20 Jahre hindurch eifrig auf das Studium der platonischen Philosophie und ragt bald durch feinste Schlußfolgerungen und scharfe Distinctionen unter allen Schülern Plato's hervor. Bald aber macht er sich von der Autorität seines Lehrers frei und wagt ihm zu widersprechen. In einer akademischen Disputation, in der Xenokrates behauptet, es gebe vier Haupttugenden, tritt Aristoteles als Gegner auf und sagt: „Wo vier Haupttugenden sind, da sind auch 3, wo 3 sind, da sind auch zwei, wo 2 sind, da ist auch eine; wo nun 4, 3, 2 und 1 Haupttugend sind, da sind ihrer 10. Ergo wo 4 Haupttugenden sind, da sind ihrer zehn." Durch seine logischen Kunststücke schlägt er seine Gegner aus dem Felde; seinen Lehrer Plato ärgert er, weil er die gewöhnliche Professorentracht, den schwarzen Mantel mit Hälschen, gegen einen Modeanzug, bestehend aus buntem Kleid, Halstuch und Degen, vertauscht. Später wird er an den Hof Philipp's als Lehrer Alexander's berufen und weiß durch die nichtsnutzigsten Mittel seine Stellung zu behaupten.

Thomasius wollte in dieser komischen Lebensbeschreibung, die einem Werke des Italieners Francesco Patrizi, eines platonischen Philosophen des sechzehnten Jahrhunderts, nachgebildet ist, keineswegs die geschichtliche Persönlichkeit des großen Stagiriten zur Darstellung bringen, sondern der abgeschmackten Vergötterung, welche Aristoteles gefunden hatte, ein mit ausgelassenem Humor entworfenes Zerrbild entgegensetzen. Dabei sollten denn die pedantischen und heuchlerischen Gelehrten, die geistlose auf den Universitäten herrschende Lehrart, die Schäden und Mißbräuche des akademischen Lebens verspottet werden. Ohne Zweifel hatte er bestimmte Persönlichkeiten unter den Leipziger Professoren im Auge, von denen er wenigstens manche Züge auf seinen Aristoteles übertrug.

Im folgenden Hefte wird zuerst der Streit über Aristoteles fortgesetzt; dann aber theilt Cardenio die deutsche Uebersetzung eines französischen Romans von der vernünftigen Liebe[33]) mit, in welchem sich Bemerkungen über zahlreiche kleinere französische Gedichte finden.

Das Juniheft bringt nach der Besprechung einiger Bücher die Einwendungen, welche Tschirnhausen gegen die im Märzheft enthaltenen Bemerkungen über sein philosophisches Hauptwerk gemacht hatte, und dann die Antwort des Thomasius.

Im folgenden Stück beginnt wieder als Einleitung der Gespräche eine satirische Novelle, die später im September- und Oktoberheft fortgesetzt, aber nicht vollendet ist. Es handelt sich hauptsächlich um die Bekehrung des Themistius, eines jungen Juristen, der trotz der sorgfältigsten Erziehung und der rechtgläubigsten Unterweisung sich den geistigen Einflüssen seiner Umgebung entzogen und eine selbständige Richtung eingeschlagen hat. Sein Oheim Diogenes, ein Philosoph, „der die philosophiam Aristotelicam et scholasticam auf ein Nägelchen auswendig konnte," suchte ihn umsonst auf andere Wege zu bringen; ebenso erfolglos war seine Bemühung, ihn zur Heirath mit seiner Base Clorinde zu bewegen. Er befragte deshalb seinen Freund und Schwager Chrysippus, einen gelehrten Geistlichen, der von seinen Verehrern als ein Muster der Tugend gepriesen wurde, aber im Verlauf der Handlung vielfach schlechte Mittel anwandte, um zu seinem Ziele zu gelangen. Beide begaben sich zu dem Themistius, der dem strenggläubigen Theologen als ein Atheist erschien. Zu ihrem Unglück trafen sie dort noch den Arzt Maximus, der vom Standpunkte der cartesianischen Philosophie aus alles bezweifelte und verspottete. In dem Gespräche, das sich bald entspann, wagte es Themistius, den heftig angefeindeten Epikur zu vertheidigen und dessen Weltanschauung gegen die herkömmlichen Entstellungen zu rechtfertigen. Nach dem Vorbilde des Gassendi wird sodann das Leben und die Lehre des Epikur ausführlich entwickelt. In dem weiteren Fortlauf der Erzählung tritt noch ein blinder Verehrer der französischen Literatur hinzu (Herr von Adlersring, „ein junger gereister Cavalier"), dem Themistius mit der Behauptung widerspricht, daß „in den französischen Schriften ebenso viele Thorheiten als in den lateinischen und deutschen" sich finden. Der Streit indeß wird nicht entschieden, sondern dient nur dazu, eine große Anzahl von französischen Schriften, besonders geschichtliche und staatswissenschaftliche, zu besprechen.

Die Hefte für August und October führen wieder andere Personen vor, den Juristen Eurymedon und den Schulmann Athanasius, die sich ebenfalls über geschichtliche Werke unterhalten. Des gelehrten Morhof's Polyhistor wird ausführlich besprochen. Thomasius bewährt hier eine ausgedehnte Kenntniß der Literatur, großen Scharfsinn in der Beurtheilung und einen heitern Gesprächston. Wiewohl er die Schäden seiner Zeit nicht unerwähnt läßt, so tritt doch die satirische Richtung weniger hervor. Morhof's Ausspruch, daß „alle

Wissenschaften eine genaue Verwandtschaft mit einander haben", wird von Thomasius der einseitig beschränkten Fachgelehrsamkeit seiner Zeit entgegengesetzt; er spricht den Wunsch aus, daß diese Wahrheit „nicht den Studenten, sondern dem Pöbel der Doctoren und Professoren etwas genauer erklärt und eingeschärft würde". Nicht minder empfiehlt er das eifrige, damals so sehr vernachlässigte Studium der Geschichte, die man höchstens „als ein lustiges Studium passiren lasse", während sie „der Grund aller Wissenschaften" sei. Die Behauptung Morhof's, daß, „wer die Historie von einer jeden Disciplin genau wisse, mehr als alle Meister derselbigen wisse", erscheint ihm zwar „paradox", aber nicht unrichtig. In spätern Werken bezeichnet Thomasius die Geschichte als „das allgemeine und höchst nöthige Instrument alles Wissens[34]) und als das rechte Auge eines Weisen"[35]). Das andere Auge sei die tägliche Erfahrung im bürgerlichen Leben; durch Geschichte und Erfahrung werde der Mensch befähigt, „wenn er sein Gemüth von den Vorurtheilen gesäubert, alle in seiner Seele bisher verborgenen Wissenschaften gleichsam anzuzünden und alle Schätze der Weisheit damit zu erforschen".

Ein tiefer religiöser Ernst spricht sich im Decemberheft aus, das auch einen anderen Titel führt („Ernsthafte Gedanken über allerhand ernsthafte Bücher"). Kurz vor einem Bußtage, dessen Eindruck auf das Gemüth der Menschen dargestellt wird, treffen in einem Gasthause der Obrist Basilius und der Theologe Albericus zusammen. Basilius, der einst selber Theologie studirt hat, nimmt noch immer an dem kirchlichen Leben und der theologischen Literatur regen Antheil und sucht die Religion vor der Vermischung mit weltlichen Dingen zu bewahren. Albericus besitzt redlichen Willen und ist nicht ohne Einsicht; doch hält er an der Autorität allzu fest. Zehn Jahr hat er Theologie und Philosophie studirt und ist nun so sicher in seinem Wissen und Können, daß er in einer Stunde über jeden Text eine Predigt zu halten im Stande ist. Ihre Unterhaltung bezieht sich besonders auf ein Buch, das kurz zuvor Hector Gottfried Masius, Professor der Theologie und Hofprediger des Königs von Dänemark, über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche herausgegeben hatte[36]). Masius wollte darin den Nachweis führen, daß nur die lutherische Confession den Frieden des Staates bewahrte, während die Anhänger der übrigen Confessionen, besonders die Reformirten, durch ihre Religion leicht zur Auflehnung gegen die staatliche Religion verleitet würden. Er hatte darum den Fürsten gerathen, das lutherische Bekenntniß anzunehmen, wenn nicht aus innerer Ueberzeugung, so doch um des zeitlichen Vortheils willen. Diese Anschauungen und die ihnen zu Grunde liegenden Beweggründe werden von dem Obristen, der hier ganz des Thomasius religiöse Richtung vertritt, heftig angegriffen und als eine schmähliche Entweihung der Religion bezeichnet. „Ich bin der Meinung", läßt Thomasius den Basilius sagen, „daß es eine unanständige Sache sei, seine Religion hohen Potentaten wegen des zeitlichen Interesse zu recommandiren. — Die wahre Religion zielet nur auf das ewige Wohlsein. Dieses aber ist nicht nothwendig mit dem zeitlichen verknüpft, zu geschweigen, daß das zeitliche Interesse so ein wächsernes Wort ist, daß sich solches nach eines jeden seiner Meinung gar leichte drehen und formiren läßt. — Ich halte dafür, daß man sich um die Religion mehr verdient mache, wenn man die albernen Verfechter derselben bei Seite schafft, als wenn man dieselben hegt. Wie wollte es einem Fürsten gefallen, wenn seine Obristen ihm ein Regiment mit Soldaten, die mit nichts anderm als Steckenpferden, hölzernen Degen und Klatschbüchsen gewaffnet wären, zuführte?" Nachdem die Unterhaltung zu Ende geführt ist, schreibt Basilius in das Stammbuch des jungen Theologen folgende Worte:

„Willst du theologiam studieren? Es ist nichts leichter. Du darfst nicht mehr als diese vier Worte beobachten: Lerne, schaue, liebe, streite!

„Lerne, daß du Gott von ganzem Herzen lieben sollst, welches in aller Demuth geschehen muß, und daß du deinen Nächsten sollst als dich selbst lieben, nämlich in der That und nicht mit leeren Worten.

„Schau, daß die Welt voll Heuchler sei, die unter dem Deckmantel der Gottesfurcht und brüderlichen Liebe Hoffahrt und Haß verborgen haben.

„Bete, daß dich der barmherzige Gott vor theologischer Hoffahrt und Haß gnädig behüten wolle.

„Streite mit deinen fleischlichen Lüsten und Begierden, welches am besten geschehen kann, wenn du täglich deinem Bruder, auch dem strauchelnden und irrenden, Liebeswerke erweisest; denn sonst werden dich an jenem großen Tage die Heiden beschämen.

„Wirst du dieses in Acht nehmen, so wirst du dich nicht alleine für einen rechtschaffenen studiosum theologiae, sondern auch für den größten theologum ausgeben können."

„Aber wo bleibt der Glaube? Diesen mußt du mitbringen, ehe du theologiam zu studieren anfängst; denn du heißest ja ein Christ, und also siehest du, daß der bloße Glaube ohne die Liebe dir zwar den Namen eines Christen gebe, aber dich zu keinem theologo machen könne."

Albericus schüttelte nach dem Durchlesen dieser Gedenkworte den Kopf. Ironisch fügt Thomasius die Bemerkung hinzu: „Ich glaube, daß des Herrn Basilii Reden weder christlich noch politisch gut seien", weil er sich viele Feinde dadurch machen wird und weil in unserer Zeit „dergleichen Kühnheit für ein größer Laster gehalten wird, als die größten Sünden wider die heiligen zehn Gebote."

In dem zweiten Jahrgang seiner Monatsschrift gab Thomasius die novellistische Einkleidung und die Gesprächsform auf; im Zusammenhang damit tritt auch die komisch-satirische Richtung zurück. Er bespricht in den 12 Heften eine Reihe von deutschen und französischen Schriften, namentlich solche, „die auf Belustigung des Gemüths und rechtschaffene Erbauung gerichtet sind, oder die unter dem Deckmantel einer scheinbaren Gelahrtheit und Gottesfurcht Ungelahrtheit und scheinheiliges Wesen zu verbergen und zu vertheidigen gesucht". Besonders zahlreich sind die Romane vertreten, so daß Thomasius seine Leser fragen läßt: „Sind denn die albernen Liebeshistorien noch nicht alle, und wie kann sich der Mann so lange mit diesem Quarge prostituiren?" Er selbst erklärt von sich, daß er „dergleichen Bücher zu lesen sehr inclinire[37])". Die eingehende Recension, die er im August- und Decemberheft Lohenstein's berühmtem Romane „Arminius und Thusnelda" widmet, giebt ihm Gelegenheit, seine Ansichten über die Aufgabe des Romans ausführlicher zu entwickeln. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß der Nutzen, den ein Werk schafft, seinen Werth bedinge, beurtheilt er jenes vielgerühmte Werk sehr günstig. Zwar verkennt er nicht, daß Lohenstein vielfach die Gesetze der Wahrscheinlichkeit verletzt hat; aber er bewundert „die seltene und ungemein große Gelahrtheit und Scharfsinnigkeit" des Verfassers und zählt ihn zu den vollendetsten Poeten. Die gewöhnlichen Dichter „haben zum Hauptzweck die Belustigung und mischen nur etwas weniges von nützlichen Dingen mit unter; die vortrefflichsten aber bemühen sich fürnehmlich zur Ausbesserung des menschlichen Verstandes und Willens nützliche Dinge vorzustellen und befleißigen sich dieselben nur ein wenig mit Belustigung zu überzuckern, damit sie wegen der Ungewohnheit dem Verstande des gemeinen Pöbels nicht zu unerträglich vorkommen". Thomasius erscheint hier durchaus als Kind seiner Zeit, die nach Göthe's treffendem Urtheil von einem höchsten Princip der Kunst keine Ahnung hatte.

Unter den wissenschaftlichen Werken werden auch im 2ten Jahrgang besonders diejenigen berücksichtigt, welche von der herkömmlichen Lehrart abweichen oder nach Inhalt und Darstellung für einen größeren Leserkreis bestimmt sind. Die beiden für Mai und Juni bestimmten Hefte enthalten eine für Masius geschriebene heftige Streitschrift gegen Thomasius und die Erwiederung des Angegriffenen. Die letzten Hefte beziehen sich besonders auf kirchlich-religiöse Fragen, die durch das Auftreten der Pietisten in den Vordergrund des allgemeinen Zeitinteresses getreten waren.

6. Vertreibung aus Leipzig und die ersten Jahre in Halle. Philosophische Werke in deutscher Sprache.

Als Thomasius die letzten Hefte seiner Monatsschrift verfaßte, hatten sich seine Lebensschicksale bedeutend geändert. Der Gegensatz, in welchen er zu seinen Collegen an der Universität zu Leipzig getreten war, mußte nothwendig zu Conflicten führen; Thomasius hat uns in seinen späteren Schriften sehr ausführliche Berichte über diese Streitigkeiten, welche seine „Wegjagung aus Leipzig" hervorriefen, hinterlassen. Als seine erbittertsten Gegner in Leipzig sah er Alberti, August Pfeiffer und Benedict Carpzov an. Zuerst trat der gelehrte Theologe Valentin Alberti gegen ihn auf, der Pufendorf's Ansichten widerlegt zu haben glaubte und nun in Thomasius, seinem ehemaligen Schüler, einen Anhänger der ketzerischen Lehren fand. Als dieser in seinen Schriften so siegesbewußt auftrat und die Gegner übermüthig verspottete, erklärte Alberti, er werde seinen Kopf nicht sanfte niederlegen, bis dem Thomasius das Halten von Collegien untersagt sei. Während Alberti den Gelehrtenstand vertrat, verfochten Pfeiffer und Carpzov die Sache der lutherischen Geistlichkeit. Pfeiffer suchte die Schriften des verhaßten Gegners, Carpzov das Leben desselben, z. B. die Theilnahme an einer Schlittenfahrt, als gottlos und unchristlich von der Kanzel herab zu verurtheilen. Jener hielt auch an der Universität Vorlesungen über den Atheismus, die ausdrücklich gegen Thomasius gerichtet waren. Schonungslos züchtigte zur Strafe

der kühne Privatdozent die angesehenen Professoren in der Monatsschrift und suchte zugleich in seinen akademischen Vorträgen ihre Angriffe zu widerlegen, ohne indeß die Namen seiner Feinde zu nennen. Nachdem ihm die Vorlesung, die auch er über den Atheismus halten wollte, untersagt war, kündigte er das oben (S. 8) erwähnte Colleg über die Vorurtheile (de praejudiciis) an. Durch die Unterstützung einflußreicher Gönner in Dresden und Leipzig und durch geschickte Anwendung seiner Gesetzeskenntniß gelang es ihm indeß, die feindlichen Anschläge vorläufig zu vereiteln.

Neue Schwierigkeiten wurden ihm durch den im Decemberheft 1688 angegriffenen Masius bereitet, der ihn wegen Majestätsbeleidigung zu verklagen suchte und feierliche Abbitte verlangte. Aber auch hier wußte sich Thomasius zu rechtfertigen, wiewohl er nicht verhindern konnte, daß seine Schrift zu Kopenhagen von dem Henker öffentlich verbrannt wurde. Kaum war diese Gefahr beseitigt, so nahm sich der kühne Gelehrte der Leipziger Pietisten gegen die rechtgläubige theologische Facultät an. Der fromme August Hermann Francke, der in seinen biblischen Vorlesungen der in der Kirche herrschenden Autorität entgegengetreten war und deshalb von der theologischen Facultät angeklagt wurde, erhielt von ihm eine warm geschriebene Vertheidigungsschrift. Endlich wagte Thomasius auch die „Mischehe" des lutherischen Herzogs Moriz Wilhelm zu Sachsen-Zeitz mit einer reformirten Tochter des großen Kurfürsten von Brandenburg zu rechtfertigen und zugleich die streng lutherisch gesinnten Wittenberger Theologen heftig anzugreifen. Diesmal hatte die Anklage seiner Feinde Erfolg, zumal da gleichzeitig von Leipzig aus ernste Beschwerden wegen der Vorlesungen über die Vorurtheile einliefen. Thomasius hatte in einer derselben die Kennzeichen der wahren Christen und der Heuchler angegeben und bei der Angabe der vierzehn Eigenschaften der Heuchler, wie er selbst sagt, „auf seine damaligen Gegner reflectirt, aber doch keinen mit Namen genannt"[38]).

Jetzt folgte der entscheidende Schlag. Im Mai 1690 verbot das Oberconsistorium von Dresden dem Thomasius sowohl seine Vorlesungen als die Herausgabe irgend einer Schrift und entzog ihm dadurch alle Subsistenzmittel. Bald darauf wurde auch ein Haftbefehl gegen ihn erlassen. Er entzog sich demselben, indem er nach Berlin reiste.

Schon längst hatte der sächsische Gelehrte die Entwickelung des brandenburgischen Staates mit Bewunderung verfolgt. Er hatte in seiner Monatsschrift „die weltbekannten tapfern Thaten" Friedrich Wilhelms des Großen gepriesen und nach dem Tode desselben die Hoffnung ausgesprochen, daß dessen Nachfolger „eben so groß im Frieden sein würde wie sein Vater im Kriege". Auch über die Versuche der Brandenburgischen Kurfürsten, eine Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche herbeizuführen, hatte er sich zwar nicht gerade zustimmend, doch theilnehmend geäußert. Im Decemberheft des ersten Jahrganges der Monatschrift ließ er den Obristen Basilius sagen: „Ich will jetzo nicht untersuchen, ob in den Glaubensbekenntnissen zwischen den Reformirten und Lutheranern eine Vereinigung zu hoffen sei. Ja ich glaube, daß solches nicht wohl angehe, so lange man sich nicht beiderseits einmüthiglich verglichen, wie weit die Grenzen der Vernunft in Erklärung der Schrift gehen sollen, und so lange man mit metaphysischen Distinctionen die geheimnißvollen Glaubensartikel auf beiden Seiten erläutern will". Als durchaus angemessen aber erkannte er an, „daß in Kurbrandenburg durch heilsame Gesetze das Schmähen der Geistlichen (von denen die Canaille es lernt) gar fein untersagt worden", und daß in Folge davon „beiderseits Religionsverwandte ganz friedsam mit einander lebten". Der Grundsatz des ersten preußischen Königs, daß „Wahrheit nur da gefunden werde, wo Freiheit walte"[39]), entsprach ganz der Denkweise des Thomasius. Dieser durfte daher am Schluß des folgenden Jahres demselben Fürsten zurufen: „Es ist ungebundene Freiheit, ja die Freiheit ist es, die allem Geiste das rechte Leben giebt, und ohne welche der menschliche Verstand, er möchte sonsten noch so viel Vortheile haben als er wolle, gleichsam todt und entseelt zu sein scheint. Der Wille des Menschen oder vielmehr die von dem Willen dependirende äußerliche Bewegungskraft ist zwar anderen Menschen in bürgerlicher Gesellschaft unterworfen; aber der Verstand erkennet keinen Oberherrn als Gott"[40]).

Der Kurfürst verlieh dem verfolgten Gelehrten den Rathstitel nebst einem Gehalte von 500 Thalern und ertheilte ihm unter huldvoller Anerkennung seiner „sonderbaren Erudition, Wissenschaft und anderer guten und rühmlichen Qualitäten[41]) die Erlaubniß, in Halle, der erst seit dem westfälischen Frieden zu Kurbrandenburg gehörenden Stadt, Vorlesungen zu halten. Pufendorf, der einige Jahre früher nach Berlin berufen worden war, hatte zu dieser so günstigen Wendung der Geschicke des Thomasius viel beigetragen. Zu diesen beiden Männern

traten bald auch Spener und Leibniz in Berlin, August Hermann Francke in Halle hinzu, so daß der brandenburgisch-preußische Staat beim Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts die Führerschaft der geistigen Bewegung in Deutschland übernommen hatte.

Da in Halle nur eine Ritterakademie bestand und die Gründung einer Universität noch durchaus nicht gesichert war, so schien das Unternehmen des Thomasius, dort Vorlesungen zu halten, gewagt. „Jedermann lachte ihn aus und spottete der neuen Universität“. Aber sein Name hatte doch schon einen so guten Klang, daß trotz aller Anfeindungen der Leipziger Gelehrten, zu denen sich auch die Hallesche Geistlichkeit gesellte, bald eine Menge von Zuhörern sich einfand. Am Montag nach Trinitatis 1690 begann er seine philosophischen und juristischen Vorlesungen, in denen er nun seine eigenthümlichen Ansichten frei und unbefangen aussprechen konnte. Bald wurden auch andere Professoren berufen, namentlich die Theologen August Hermann Francke und Anton, die beiden Vertreter des Pietismus, die Leipzig hatten verlassen müssen, und am 1ten Juli (alten Stils) 1694 fand die feierliche Eröffnung der Friedrichsuniversität statt, als deren geistiger Urheber Thomasius zu betrachten ist. Die hervorragende Bedeutung, welche Wittenberg im 16ten, Leipzig im 17ten Jahrhundert für das geistige Leben unseres Volkes gehabt hatte, ging für einige Zeit auf die neue Hochschule über. „Bald übte Halle auf die Nation einen Einfluß, wie man ihn seit der Blütezeit Wittenbergs keiner andern deutschen Hochschule nachrühmen konnte. Schon im ersten Jahrzehnt brachte es die Universität auf 2000 Studenten; es befestigte sich wieder der Glaube, daß nicht allein im Auslande, sondern auch in Deutschland selbst eine höhere geistige Bildung zu erlangen sei“[12]). Die Feinde des Thomasius übertrugen nun ihre gehässigen Angriffe auf die Hallesche oder, wie Carpzov zu sagen pflegte, „höllische“ Universität.

In den beiden ersten Jahren seiner Wirksamkeit in Halle gab Thomasius außer einigen Programmen drei philosophische Werke heraus, die zwar auf die wissenschaftliche Entwicklung nur geringen Einfluß geübt haben, aber für die Geschichte deutscher Prosa von hervorragender Bedeutung sind. Es sind die „Einleitung zu der Vernunftlehre“ (1691), ein Werk, das schon in Leipzig entstanden war, aber nicht herausgegeben werden konnte, die „Ausübung der Vernunftlehre“ (1691) und die „Einleitung zur Sittenlehre“ (1692). Die populäre Tendenz ist in dem Zusatz zum Titel der ersten Schrift ausgedrückt, die „allen vernünftigen Menschen, waserlei Standes und Geschlechtes sie seien“, den Weg zur Erkenntniß der Wahrheit zeigen will. In der Widmung der „Ausübung der Vernunftlehre“ behauptet er sogar, „daß auch ein unstudirter Mann, er möge nun ein Soldat, Kaufmann, Hauswirth, ja gar ein Handwerksmann oder Bauer oder eine Weibsperson sein, wenn sie nur die Vorurtheile von sich legen wollen, noch viel bessere Dinge in Vertragung der Wahrheit werden thun können als gelehrte Leute, die wegen der allzu langen Gewohnheit sich von dem Wege der Autorität und der leidigen Büchersucht nicht sofort loszureißen vermögend sind“.

Der Einleitung zu der Vernunftlehre, welche an die Stelle der bisherigen Schullogik treten sollte, schickte er eine längere Vorrede an die studierende Jugend voraus. Er setzt darin die Ursachen auseinander, die ihn zur Anwendung der deutschen Sprache bewogen haben. „Eine von den vornehmsten Ursachen ist, daß ich in der That erweisen möchte, daß die Sprache und deren Wissenschaft zwar ein wesentliches Stück sei, diejenigen, die in andern Sprachen geschrieben, zu verstehen, und in Sachen, die von der Autorität einer gewissen Schrift dependiren, nicht wohl unterlassen werden sollte, aber daß in Sachen, die durch die allen Nationen auf gemeine Art eingepflanzte Vernunft erkennet werden, die Kenntniß ausländischer Sprachen gar nicht vonnöthen sei. Die Weltweisheit ist so leicht, daß dieselbige von allen Leuten begriffen werden kann. So schrieben auch nicht die griechischen Philosophen hebräisch, noch die römischen griechisch, sondern ein jeder gebraucht sich seiner Muttersprache. Die Franzosen wissen sich dieses Vortheils heut zu Tage sehr wohl zu bedienen. Warum sollen denn wir Deutschen stetswährend von andern uns wegen dieses Vortheils auslachen lassen, als ob die Philosophie und Gelahrtheit nicht in unserer Sprache vorgetragen werden könnte?“

Bei der Besprechung der Frage, ob die Fremdwörter in unserer Sprache zu dulden seien, erklärt er sich entschieden gegen den einseitigen Purismus derer, welche „die Kunstwörter alle in die deutsche Sprache übersetzen wollen, wodurch sie entweder ein Gelächter oder eine Verdrießlichkeit bei dem Leser erwecket haben“. Er führt als interessantes Beispiel eine 1621 zu Cöthen unter dem Titel: „Kurzer Begriff der Verstandlehre zu der Lehrart“ erschienene Logik an und theilt daraus einen Brief mit, in dem die Hauptpunkte zusammengefaßt sind. Die Ueber-

setzung der Kunstwörter sei darin „öfters so anmuthig und dunkel, daß man sich des Lachens unmöglich enthalten könne“, der Inhalt aber durchaus nicht zu verwerfen; deshalb giebt er den Studierenden den Rath, „sich darüber zu setzen und zu sehen, wie sauer es ihnen wegen des meist unvernehmlichen Deutschen werden würde, den Brief zu übersetzen“. Seine eigenen Grundsätze stimmen mit den etwa sieben Jahre später von Leibniz („Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“) entwickelten wesentlich überein. „Wenn ausländische Sachen zu uns überkommen, so kommen auch bei den meisten ausländische Namen mit und naturalisiren sich gleichsam in unserer Sprache, und würde man denjenigen sehr verspotten, der diesfalls bei seiner Sprache so abergläubisch halten und alle solche Wörter verdeutschen wollte. Ich rede viel vernehmlicher, wenn ich spreche: Dieses Frauenzimmer trägt eine große Fontange (Schleife am Kopfputz), als wenn ich sagte: Sie trägt einen großen gegossenen Engel auf dem Kopfe. Ebenermaßen ist es auch mit den Künsten und Wissenschaften bewandt, deren Lehren von andern Völkern auf uns gepflanzt worden. Wer in des Cicero Schriften bewandert ist, wird sich entsinnen, daß in philosophischen Dingen er zum öftern griechische Wörter, die er nicht wohl latein geben können, behalten. Ein deutscher Fechtmeister thut deswegen seiner Sprache keinen Schimpf an, wenn er von Primen, Secunden, Tertien und Quarten redet, und derjenige würde von jedermann für einen Thoren gehalten werden oder wohl gar die Gefahr eines Prozesses ausstehen müssen, der einen Musikanten einen Spielmann nennen und von ihm anstatt einer courante simple einen einfältigen oder einfachen Schrittlauf begehren sollte. Es ist aber nichts destoweniger auch nicht zu leugnen, daß unterschiedene Kunstwörter in deutsche Sprache übersetzt und durch öftern Gebrauch gelehrter Leute in Schwang gebracht worden, deren man sich zu schämen nicht fernere Ursache hat. Dannenhero muß man hierinnen seinen natürlichen Verstand brauchen, daß man die Mittelstraße gehe und weder allzu sehr affectire, ausländische Wörter in eine Sprache zu mischen, noch auch alle Kunstwörter in die Sprache, darinnen man schreibet, zu übersetzen. Dannenhero, gleichwie ich mich nicht entbrechen werde, zuweilen von dem selbständigen Wesen, von dem Gegenstand eines Dinges, von dem Stoff desselbigen u. s. w. zu reden, so werde ich mich doch vielleicht öfters der Substanz, des Objects, der Materie u. s. w. bedienen; aber niemals werde ich Unterlage anstatt Subject, oder die Zeugemutter aller Dinge anstatt Natur brauchen.“

Während Thomasius in seinen ersten deutschen Schriften Fremdwörter lateinischen und französischen Ursprungs fast in Ueberfülle anwendet, zeigt sich von nun an ein entschiedenes Streben nach größerer Reinheit der Sprache. Die Satzbildung dagegen ist, wie in Leibniz's gleichzeitigen Werken, häufig mangelhaft, man erkennt deutlich, daß die wissenschaftliche Sprache sich aus der lateinischen entwickelt hat; manche Sätze machen den Eindruck, als seien sie lateinisch gedacht und in's Deutsche übertragen.

Am Schluß des Jahres 1692 vollendete der unermüdlich thätige Mann die Uebersetzung von zwei französischen Werken Charpentier's, eines französischen Akademikers des 17. Jahrhunderts, über Sokrates, den Thomasius als „das Ebenbild eines wahren und ohnpedantischen Philosophen“ betrachtete („Das Leben des Sokrates“ und „Die merkwürdigen Dinge des Sokrates“ nach Xenophon's Memorabilien). Er dictirte diese Schriften „bei müßigen Stunden, wenn er sich des Theetrankes bediente“, einem Schüler in die Feder und betrachtete sie zwar nicht als Muster der Uebersetzungskunst, glaubte aber doch die gewöhnlichen Fehler, sklavische Nachahmung und Unkenntniß der fremden Sprache, vermieden zu haben.

7. Schriften unter dem Einfluß des Pietismus.

In der Vorrede des zuletzt erwähnten Werkes sagt Thomasius: „Sokrates ist bei aller seiner Tugend nicht weiter gegangen, als ein Philosoph durch Hilfe des allzuschwachen natürlichen Lichtes gehen kann, und ob er schon dem Christenthum sehr nahe gekommen, ja vielleicht näher als kein einiger von den heidnischen Philosophen, so ist dennoch ein wahrer Christ vermittelst der heiligen Erleuchtung göttlicher Gnade für viel höher und gelehrter zu achten als hundert Sokrates, deren Weisheit doch nothwendig in Gegenhaltung der göttlichen Moral und Weisheit für nichts als Thorheit zu achten ist“. Wir erkennen in diesen Worten die Einwirkung des Pietismus auf die Denkweise des nach selbständiger Ueberzeugung ringenden Mannes.

Er hatte von Anfang an den religiösen Glauben von dem wissenschaftlichen Denken zu trennen versucht; aber indem er jede Vermischung beider Gebiete bekämpfte, wollte er doch keineswegs nach dem Vorbild der englischen

Deisten seiner Zeit das Christenthum seiner historischen Bedeutung und Grundlage berauben. Die eigentlich theologischen Fragen waren ihm fremd. Er sagte von sich: „In der wahren Theosophie erkenne ich mich gar gerne noch einen Schüler in der untersten Klasse und suche noch täglich einen treuen und gottgelassenen Lehrmeister"[43]). Da lernte er noch in Leipzig Philipp Jakob Spener, damals Oberhofprediger in Dresden, kennen, dessen edle, milde Persönlichkeit den tiefsten Eindruck auf ihn machte, dessen Streben, das Christenthum von den Fesseln todter Rechtgläubigkeit zu befreien und wieder zur Religion des Herzens und der That zu machen, ihn mit Bewunderung erfüllte. Schon im Januarheft des ersten Jahrganges seiner Monatsschrift läßt er den gelehrten Benedict seine Meinung aussprechen, am liebsten lese er die theologischen Schriften, „woraus der Geist der Sanftmuth allenthalben hervorblickt und die nach dem Stil des Herrn Spener eingerichtet sind". Der gemeinsame Gegensatz gegen die Verketzerungssucht der lutherischen Theologie („das lutherische Papstthum und die so angenehme Infallibilität"[44]) verband allerdings zunächst die so verschiedenen Männer; aber diese Verbindung übte auch einen innerlichen Einfluß auf Thomasius aus. Zunächst überzeugte er sich von der „Eitelkeit der satirischen Schriften" und vermied schon in den letzten Heften der Monatsschrift die Bitterkeit in der Bekämpfung seiner Gegner; ja der Humorist, der sich seiner „Unerfahrenheit in der Traurigkeit" und seiner „zu betrübten und ernsthaften Sachen ganz ungeschickten Schreibart"[45]) wohl bewußt war, suchte Gedanken und Sprache der Pietisten sich anzueignen. „Ich vermeinte, so berichtet er als Greis von dieser Zeit, die Wahrheit könne nicht anders als durch Lesung ernsthafter und andächtiger Bücher erhalten werden und müßte auch hinwiederum mit lauterem Ernst oder mit Seufzern und Weinen und ohne Einmischung der geringsten Fröhlichkeit und Scherzes anderen vorgetragen werden"[46]). Die Geradheit des Charakters trieb ihn, öffentlich seine veränderte Gesinnung auszusprechen und „die Fehler, so er in satirischer Schreibart, wiewohl aus Unwissenheit, begangen, selbst zu widerlegen"[47]). Er that dies in den beiden Schriften: „Lection an sich selbst" (1694) und „Ostergedanken vom Zorn und der bitteren Schreibart wider sich selbst" (1695); besonders die „Ostergedanken", ein sehr lebendiges Gespräch zwischen „Fleisch" und „Geist", beweisen, wie ernst er es mit der vom Pietismus geforderten „Selbstbeschauung" nahm. Seine Studien bezogen sich in dieser Zeit hauptsächlich auf die heilige Schrift und die Kirchengeschichte; einzelne Aufsätze veröffentlichte er schon 1693 in der „Geschichte der Weisheit und Thorheit", von der er indeß nur einen Jahrgang erscheinen ließ. Wie später Gottfried Arnold in seiner „unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie", so nahm auch Thomasius die von der herrschenden kirchlichen Partei verfolgten mystisch-pietistischen Richtungen früherer Jahrhunderte in Schutz. Ja, er empfahl bald darauf in einer Vorrede eine von ihm herausgegebene lateinische Schrift des Mystikers Poiret, der nur die göttliche Erleuchtung als Quelle der Wahrheit auffaßte und der vernunftmäßigen Erkenntniß allen Werth absprach[48]).

Auch zwei größere, an die oben (S. 18) angeführten philosophischen Lehrbücher sich anschließende Werke: „Ausübung der Sittenlehre" (1696) und „Versuch vom Wesen des Geistes oder Grundlehren sowohl zur natürlichen Wissenschaft als der Sittenlehre" (1699) athmen durchaus den Geist des Pietismus. Während der zwischen diesen beiden Schriften liegenden Zeit veröffentlichte Thomasius fast nichts, ließ sogar die Angriffe seiner Gegner unbeantwortet, theils weil er „absonderlich in der Grundwissenschaft aller Wissenschaften, der Selbsterkenntniß und des Einganges in sich, noch einen großen Vorrath zu lernen vor sich fand"[49]), theils weil er „befürchtete, noch nicht so stark zu sein, daß er seinen Widersachern mit Sanftmuth und Glimpf begegnen könnte"[50]). Der „Versuch vom Wesen des Geistes" beruht auf einem eingehenden Studium der mystischen Schriften eines Valentin Weigel, Jakob Böhme und anderer[51]), die „von der Welt und gottlosen Clerisei für Narren und Ketzer ausgeschrieen werden", und soll die metaphysische Grundlage des philosophischen Systems enthalten, das Thomasius dem des Cartesius und Spinoza, sowie den ersten Aeußerungen einer materialistischen Weltanschauung, entgegenstellen wollte. Wie dieses wenig gekannte Werk seinem Inhalte nach — es führt die Anschauung durch, daß in der ganzen Natur ein geistiges Element vorhanden sei — das Gepräge entschiedenster Eigenthümlichkeit trägt, so ist es dem Ausdrucke nach vielleicht die beste unter den wissenschaftlichen Schriften des Thomasius.

In dieser pietistischen Periode entstand auch das einzige mir bekannt gewordene größere Gedicht des Thomasius, auf den Tod eines jungen adligen Studenten aus Schlesien verfaßt und der Mutter desselben gewidmet[52]).

Wiewohl die erwähnten Schriften beweisen, daß Thomasius in die Grundanschauungen des Pietismus einzudringen und sie mit seinen Ansichten innerlich zu verbinden bemüht war, so blieb doch eine Kluft zwischen ihnen.

Sowohl Spener und Francke wie Thomasius selbst waren sich dessen wohl bewußt. „Ich bin", sagt er in der Vorrede zum „Versuch vom Wesen des Geistes", „von Natur ganz ungeschickt, wenn jemand, er sei, wer er wolle, eine neue Secte anfangen wollte, mich darzu gebrauchen zu lassen und mitzumachen. Ich suche allenthalben Wahrheit, und wo ich solche finde, nehme ich sie ohne Ansehn der Person aus freiem Willen an. Ich erkenne aber niemand als Herren meines Geistes an als Christum". Anderseits wußte er wohl, daß „nicht alle seine Lehren von Spener approbirt würden", und Francke hielt Thomasius „zwar für einen von Verstand und Wissenschaft großen Mann, aber doch für keinen guten und wahren Christen, weil er mit der Vernunft habe zu weit gehen wollen"[53]). Während die Pietisten nur allzu bald geneigt waren, gegen ihre Widersacher die Hilfe des Staats in Anspruch zu nehmen, blieb Thomasius den im Decemberheft (1688) seines Journals ausgesprochenen Ansichten treu. In seiner Schrift über das „Recht evangelischer Fürsten in theologischen Streitigkeiten" (1696) und in einer Anzahl lateinischer Programme vertritt er den Grundsatz, daß der Staat keineswegs die Verpflichtung habe, die Gegner der anerkannten Kirchenlehre mit weltlichen Strafen zu belegen.

In den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts lockerte sich die Verbindung zwischen Thomasius und den Pietisten mehr und mehr. Mit Francke zerfiel er vollständig[54]). Aber eine Aenderung in seiner Ueberzeugung überdauerte doch den äußeren Bruch. Sie betrifft das Verhältniß zwischen dem Verstande und dem Willen. Während er früher (vgl. oben S. 8) die Herrschaft des Verstandes über den Willen behauptet und demgemäß von der Aufklärung des Menschen die Besserung desselben erwartet hatte, leitet er von jetzt an den sittlichen Zustand des Menschen von dem Willen ab. Daher erklärt er es für einen Grundirrthum seiner früheren Lehre, „daß der Verstand dem Willen die Norm und Richtschnur vorschreiben solle, und daß der Wille eine Freiheit habe, das wahrhaft Gute zu erwählen"[55]). Jene beiden Hauptarten der Vorurtheile (vgl. oben S. 8), das der Autorität und das der Uebereilung, sind ihm nun nicht mehr „Fehler des Verstandes", sondern „sie rühren von dem verderbten Willen des Menschen her"; er will sie lieber als „Vorurtheile der Nachahmung und der Ungeduld" bezeichnen"[56]).

Ebenso blieb ihm aus dieser Zeit eine tiefe kindliche Frömmigkeit, die er bis zu seiner Sterbestunde bewahrte[57]). Aber offen und ehrlich nahm er — namentlich in der 2ten Auflage der Schrift Poirets (1708) — die Ansichten zurück, welche ihm später als irrig oder einseitig erschienen. Auch seine Bemühungen, die „ernsthafte Schreibart" eines Johann Arnd und Spener nachzuahmen, erkannte er als verkehrt. Ueber diese Wandelung sagt er in einer seiner letzten Schriften: „Gott gab Gnade, daß ich meinen Fuß auch aus diesem Irrthum bei Zeiten wieder zurückzog und deutlich begriff, daß die Erkenntniß der Wahrheit an und für sich selbst von dem Vortrag derselben nicht dependirte, so wenig als der Genuß einer gesunden Speise von der Zubereitung derselben. — Ich wurde vergewissert, daß, so wenig der ernsthafte und seufzende Vortrag die Lehrer allezeit vor Irrthum bewahrte, so wenig auch der muntere und lebhafte Vortrag nebst einem ungezwungenen und sinnreichen Scherz der Erkenntniß und Fortpflanzung der Wahrheit schädlich wäre". Er meint daher, „daß ein jeder das Talent, das ihm Gott diesfalls gegeben, brauchen und bei demselben bleiben und das andere nicht thöricht affectiren, aber auch die, die sich eines anderen bedienen, nicht anfeinden noch verlästern müsse"[58]).

8. Schriften der späteren Zeit.

Nachdem Thomasius den seiner Eigenthümlichkeit widerstrebenden pietistischen Standpunkt innerlich überwunden hatte, setzte er in zahlreichen Schriften den Kampf für geistige Freiheit fort. Erasmus wird wieder sein Vorbild; auch Luthers „freudige und sinnreiche Schreibart" sucht er zu erreichen. Seine Satire ist indeß nicht mehr schneidig, sein Spott nicht mehr übermüthig; eine größere Milde und Gelassenheit spricht sich in den Werken seines späteren Lebens aus. Allerdings verlieren dieselben dadurch viel von der Frische und Lebendigkeit, die in den früheren Schriften herrscht; sein Stil nimmt oft den Charakter behaglicher Breite an.

Sein erfolgreicher Kampf gegen die Hexenprocesse, der ihm eine so hohe Stellung in der Culturgeschichte wahrt, bietet für unseren Zweck zunächst geringe Ausbeute. Denn die epochemachende kleine Schrift vom Verbrechen der Zauberei erschien 1701 in lateinischer Sprache (de crimine magiae); im folgenden Jahre gab Johann Reiche, ein Schüler des Verfassers, die deutsche Uebersetzung unter dem Titel: „Kurze Lehrsätze vom Laster der

Zauberei" heraus. Die „Vertheidigung", welche Thomasius hinzufügte, war schon für einen größeren Leserkreis bestimmt. Um aber die Welt der Gebildeten über die Grundlosigkeit des in seinen Wirkungen so furchtbaren Aberglaubens aufzuklären, schrieb Thomasius später noch eine Anzahl von Werken, in denen er den Hexen- und Gespensterglauben widerlegte. So behandelte er z. B. 1711 die juristische Frage, „ob einer einem andern wegen Furcht vor Gespenstern die Hausmiethe wieder auffagen könne", in einer Weise, die auch Nichtjuristen interessiren konnte. Im darauf folgenden Jahre erschien die „historische Untersuchung von Ursprung und Fortgang des Inquisitionsprozesses wider die Hexen", in der nachgewiesen wurde, daß der Glaube an eine Verbindung des Teufels mit einzelnen Menschen ein mittelalterlicher Wahn ist und keineswegs aus dem christlichen Alterthum herrührt. Außerdem veröffentlichte er als eine Bereicherung der damals so beliebten „curieusen Literatur" eine Reihe von interessanten Acten über Hexenprocesse. Die Sprache in diesen Schriften ist um so wärmer, als Thomasius selbst seine freieren Ueberzeugungen auch auf diesem Gebiete erst durch einen inneren Kampf sich errungen hatte. Von der persönlichen Existenz des Teufels überzeugt, hatte er noch im Jahre 1694, als er zum ersten Male über eine Anklage wegen Hexerei sein Urtheil als Jurist fällen sollte[59]), an der Möglichkeit eines Bündnisses mit demselben nicht zu zweifeln gewagt, bis die Belehrung seines ehemaligen Lehrers Stryk, der die erste Professur an der Halleschen Universität bekleidete, und das eingehende Studium von Proceßacten ihn von der Grundlosigkeit seiner Ansicht überzeugte. Was der Gelehrte nun gewonnen hatte, mußte der Freiheitskämpfer seinem Volke mitzutheilen suchen. An Gegnern fehlte es ihm nicht, die ihn der Gottlosigkeit beschuldigten. Ein poetischer Angriff des Hamburger Professors Edzardi kennzeichnet den Geist seiner Feinde. Thomasius theilt diese „Schandverse" selbst mit[60]), in denen unter anderm über ihn gesagt wird:

„Ein längst verlorner Sohn, der alles Gut verprasset,
Was an Religion, an Ehr' und Namen ist,
Der hasset, was man liebt, und liebet, was man hasset,
Der Hohn für Wasser säuft und Spott für Träbern frißt,
Lacht alle Leute aus, dreht und verkehrt die Bibel,
Ist wohl ein Ismael und wahres Kirchenübel.
Gespenster glaubt er nicht, auch keinen Bund der Hexen" u. s. w.

Thomasius ließ seiner Gewohnheit gemäß die Gegenschriften meistens unbeantwortet; er glaubte, daß aus seinen Schriften „alle, die nur noch ein Quentchen gesunde Vernunft haben, mit Händen greifen können, in was für einem erbarmungswürdigen Zustand diejenigen sind, denen die Kobolde und die altvettelischen Fabeln von Hexen das Herze eingenommen"[61]).

Die Zuversicht, die er hier ausspricht, war wohlberechtigt; denn der bessere Theil des deutschen Volkes trat um so mehr auf seine Seite, als er bei aller Bekämpfung des Aberglaubens die Thatsachen und Lehren des Christenthums festhielt und wahrer Religiosität nirgend zu nahe trat. Die zahlreichen Auflagen seiner Schriften beweisen, in wie weite Kreise seine befreienden und anregenden Gedanken drangen. Ein Dichter jener Zeit, wahrscheinlich Erdmann Neumeister, drückte gewiß das allgemeine Urtheil aus, wenn er über Thomasius sagte[62]):

„Verstand, Gedächtniß, Witz und Fleiß
Zerschelleten bei ihm das Eis,
Dadurch er herzhaft hingebrochen,
Sich an der Barbarei gerochen,
Der Vorurtheile Heer bekriegt
Und die Pedanterei besiegt,
Daß auch die Heuchelei und Thorheit bitter weinen
Und itzt allein bei Nacht vor großer Scham erscheinen".

Auch in seiner Vaterstadt, wo er übrigens schon während seiner Anwesenheit viele Gesinnungsgenossen gewonnen hatte, fand er die verdiente Anerkennung, und 1709 erhielt er die ehrenvolle Berufung als Ordinarius der juristischen Facultät in Leipzig. Er blieb aber dem brandenburgisch-preußischen Staate, den er als den Hort geistiger Freiheit erkannt hatte, treu und wurde deshalb zum preußischen Geheimenrath ernannt; im folgenden Jahre, nachdem Stryk gestorben war, wurde er Director der Universität und erster Professor der Rechtswissenschaften.

Die juristischen Werke, welche er in Halle herausgab, sowie einzelne geschichtliche Abhandlungen sind für die deutsche Literatur von geringer Bedeutung. Wichtiger ist eine Art von literarischer Zeitschrift, die er in seinem sechzigsten Lebensjahre begann, und die unter dem Titel: „summarische Nachrichten von auserlesenen, mehrentheils alten, in der Thomasischen Bibliothek vorhandenen Büchern" 1715—18 in 24 Stücken erschien. Sie zeigt, mit welchem Interesse er die deutsche und ausländische Literatur seiner Zeit verfolgte, wie er namentlich auch die Bedeutung der englischen Schriften erkannte. Die Recensionen rühren zwar meistens von seinen Schülern her; doch wahrte er sich das Recht Aenderungen und Zusätze zu machen und fügte jedem Stücke ein Verzeichniß wichtiger Schriften hinzu. Nur die beiden letzten Stücke rühren von ihm selbst her[63]); von ihnen enthält das dreiundzwanzigste eine sehr eingehende Besprechung der Sprichwörtersammlungen des Agricola. Dieser wird sowohl als Vertreter der deutschen Sprache gegenüber dem Humanismus, wie als Vertheidiger der religiösen Freiheit gegenüber der Orthodoxie des 16ten Jahrhunderts gerühmt. Agricola hatte einst gesagt: „Soll Friede werden in deutschen Landen und bleiben, so muß man einen jeglichen glauben lassen, was er will, und sich des Glaubens halber nicht zweien." Thomasius fügt hinzu: „Meines Erachtens wären diese Worte werth, daß sie an der Cathedra Luther's wären mit güldenen Buchstaben angeschrieben worden, ingleichen daß sie ein jedweder, der die Formulam Concordiae hat, vorne in sein Exemplar schriebe. Wiewohl, wenn man diese Lehre des Agricola allezeit prakticiret hätte, würde keine Formula Concordiae in der Welt sein."

Für die volksthümliche Literatur früherer Jahrhunderte zeigt Thomasius bei der Behandlung einzelner Sprichwörter in diesem Werke Sinn und Verständniß. Selbst auf die deutschen Dichtungen des Mittelalters, die Agricola anführt, sieht er nicht mehr vornehm herab; seine Kenntniß derselben indeß gründet sich fast ausschließlich auf Morhof's „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie", den ersten Versuch einer deutschen Literaturgeschichte.

Für einen größeren Leserkreis waren auch die „ernsthaften, aber doch munteren und vernünftigen Thomasischen Gedanken und Erinnerungen über allerhand auserlesene juristische Händel" bestimmt, die 1720 und 1721 in vier Theilen erschienen. In der Vorrede zum ersten Theile berichtet Thomasius über seine geistige Entwickelung; das Werk selbst bringt in lebendiger, zum Theil humoristischer Darstellung eine Anzahl von interessanten Rechtsfällen. Besonders eingehend werden dabei Angelegenheiten erörtert, in denen er die Vorurtheile seiner Zeit darstellen und bekämpfen konnte. Mag er über die Hexenprocesse oder über die Anklagen wegen Ketzerei oder über gesellschaftliche Gebrechen (z. B. über die Frage, ob Comödianten, Pickelheringe und Scharfrichtersöhne zu akademischen Würden zuzulassen seien,) sein Urtheil fällen, überall erkennen wir den Mann, der nach geistiger Freiheit ringend seine innerste Ueberzeugung auch andern mittheilen möchte. In einem dieser „Händel" findet Thomasius Gelegenheit, sein Urtheil über Hans Sachs auszusprechen[64]). Während er früher (vgl. S. 3) die geringschätzige Meinung seiner Zeitgenossen über den Nürnberger Schuster und Poeten getheilt hatte, tritt er jetzt als sein entschiedener Vertheidiger auf und theilt mehrere von seinen poetischen Erzählungen mit. Die sprachlichen Mängel (daß er z. B. „gewohnt war, unterschiedene Silben zu verbeißen und aus zweien eine zu machen,") leitet er von dem Zustand der deutschen Sprache im 16ten Jahrhundert her. Dagegen habe der ehrliche, alte Hans Sachs, wenn ihm auch die Schulphilosophie unbekannt gewesen sei, doch die vernünftigen Principien einer wahren Moral wohl inne gehabt, und die Thorheiten seiner Zeit mit lebendigen Farben, auch zuweilen ein wenig ironice und satirisch abgemalet, so daß man dieses alles ohne großes Vergnügen nicht lesen könne. Thomasius selbst ahmt einige „Knittelverse" nach und übersetzt z. B. ein bekanntes lateinisches Sprichwort „auf gut Hans Sachsisch: Dreitäg'ger Gast ist eine Last, dreitäg'ger Fisch taugt auf kein'n Tisch".

Der erste Handel des dritten Theils enthält einen ausführlichen Bericht über seine Vertreibung aus Leipzig. Diese selbstbiographischen Mittheilungen werden in den „vernünftigen und christlichen, aber nicht scheinheiligen Thomasischen Gedanken über allerhand gemischte philosophische und juristische Händel", dem letzten Werke des Thomasius, fortgesetzt. In drei Bänden und einem Anhang 1723—1726 herausgegeben, zeigt auch diese Sammelschrift große Vielseitigkeit des Wissens, entschiedene Unabhängigkeit des Urtheils und jugendliche Frische des Geistes. In Bezug auf Inhalt und Darstellung ist sie der vorigen sehr ähnlich.

Thomasius starb, fast vierundsiebzig Jahr alt, am 23. September 1728. Er konnte auf sein reiches Leben mit dem Bewußtsein zurückblicken, daß er seiner Eigenthümlichkeit gemäß „Gott gedient" und sich „ein un-

verletztes Gewissen allenthalben, beides gegen Gott und Menschen", bewahrt habe. In diesem Sinne hatte er sich die Worte des Apostels Paulus Ap.-Gesch. 24, 13—16 zum Leichenspruch gewählt[63]). Wenige Monate nach seinem Tode wurde ebenfalls im Kurfürstenthum Sachsen Lessing geboren, der das von Thomasius begonnene Befreiungswerk in siegreichem Kampfe gegen dieselben Feinde fortführen sollte.

Anmerkungen.

1) Er selbst nannte sich nur in den lateinischen Schriften Thomasius, in den deutschen stets Thomas, Genetiv: Thomasens, Dativ: Thomasen. Die Dativform führt der Verfasser des betr. Artikels in der Nouv. biogr. universelle (t. 45 p. 230) irrthümlich als ursprünglichen Namen des Thomasius an.

2) Vorr. zu den drei Büchern der göttlichen Rechtsgelahrtheit (1709), der auch die weiteren Anführungen entnommen sind. Außer dieser Vorrede sind besonders die cautelae circa praecognita iurisprudentiae (1710) und die Vorrede zum ersten Bande der „juristischen Händel" (1720) für die Kenntniß der inneren Entwicklung des Thomasius von Wichtigkeit.

3) Das Programm befindet sich in der Sammlung: „Christian Thomasens kleine teutsche Schrifften" (1. A. 1701; 3. A. 1721) S. 1—49 mit einem Nachwort (S. 50—66). Den Anfang des Programms theilt Pischon (III. 552), einen andern Theil H. Kurz (II. 453) mit.

4) Justus Georg Schottel(ius), als Mitglied des Palmenordens „der Suchende" genannt (1612—76), war Wolfenbüttler Hof- und Kirchenrath. Wegen seiner grammatischen Werke, die 1641—1643 erschienen, galt er als der deutsche Varro; „denn obwohl viel sich unterstanden, die teutsche Sprachkunst zu verfassen, hat doch keiner die Sache so grundrichtig untersuchet, die Stammwörter, Vor- und Nachsylben, Bey- und Fügewörter, samt der Verdoppelkunst, und allen andern Sprachstükken, in eigentlicher Ordnung vorgestellet, und aus der natürlichen Beschaffenheit angewiesen, und vorgetragen". (Vgl. Georg Neumark's Schrift: „der neue sprossende teutsche Palmbaum des Sprossenden" 1668, S. 465 f).

5) Es dauerte lange, bis der deutsche Ausdruck „Geschmack" nach dem Vorbilde des italienischen gusto und des französischen goût in seiner übertragenen Bedeutung allgemeine Anerkennung fand. Man wählte lieber die Fremdwörter. Noch Joh. Ulr. König in seiner „Abhandlung von dem guten Geschmack in der Dicht- und Redekunst" (Canitz Gedichte, 2. A., Berl. 1734, S. 371 ff) beklagte dies und suchte dem deutschen Worte Eingang zu verschaffen.

6) Den Begriff, der mit dem französischen Worte galanterie zu verbinden sei, sucht Thomasius öfters genauer zu bestimmen. In dem gemischten Discurs, der einen dreijährigen Lehrplan für einen jungen Juristen auseinandersetzt, sagt er (kl. d. Schr. S. 240): „Ueberdieses ist in der Welt noch was besonderes, das nebst dem honesto, utili und iucundo dem Thun und Lassen der Menschen eine gemeine Richtschnur ist, absonderlich aber polite, weltkluge und höfliche Leute von plumpen, groben und ungeschickten Tölpeln absondert. Dieses wird von den Lateinern Decorum, von den Franzosen Galanterie genennet. In der deutschen Sprache aber finde ich kein Wort, das den genium dieser Sache recht exhaurirte".

7) Balthazar Gracian, geb. 1584 oder nach andern 1603, stammte aus Aragonien. Er trat früh in den Jesuitenorden ein, wurde Rector des Collegiums zu Tarracona, wo er 1658 starb. Er erwarb sich durch zahlreiche Schriften, die im 17ten Jahrhundert ihren Weg durch Europa nahmen, großen Ruhm. S. in oraculo manual, y arte de Prudencia, 1647, herausgegeben von Lastanosa, das Thomasius seinen Vorlesungen zu Grunde legte, erschien in französischer, italienischer, lateinischer und deutscher Uebersetzung. Ein Bewunderer desselben sagt: „Dem Büchlein fehlt zu einem Spiegel der vollendeten Weisheit nichts, als daß es zu groß ist, um auswendig gelernt zu werden, und zu klein, um zur einzigen und beständigen Lectüre zu dienen". Nachdem es einst wegen der Tiefe seiner Gedanken und wegen der geistreichen Form des Ausdrucks übermäßig geschätzt war, gerieth es im vorigen Jahrhundert in Vergessenheit. Man tadelte besonders den gesuchten und gezierten Stil und das überall hervortretende Streben nach Dunkelheit des Ausdruckes, welche den oft verkehrten, oft gewöhnlichen Inhalt verdecken soll. Thomasius hat, wie er in dem Nachworte zu seinem Programm (S. 51) erzählt, in seinen Vorlesungen nachgewiesen, daß die Regeln des Gr. offenbar vielfach einander widersprechen; er weist auch auf „die dunkeln Redensarten und weit hergesuchten Sentenzen" in dem Buche hin. — In neuester Zeit hat bekanntlich Arthur Schopenhauer das merkwürdige Buch, auf das er großen Werth legte, auf's neue übersetzt und Julius Frauenstädt die nachgelassene Uebersetzung herausgegeben (2. A., Leipzig, 1871).

8) Nachricht von Realis de Vienna (Pseudonym für Gabriel Wagner), Prüfung des europäischen Verstandes u. s. w. Frankfurt 1715, S. 190; das Buch enthält eine wahre Mustersammlung von Invectiven gegen Thomasius.

9) Widmung vor seiner „Ausübung der Vernunftlehre" (1691).

10) Kleine deutsche Schriften, S. 421.

11) Ebend. S. 416.

12) Monatsschrift 1689, S. 195.

13) Ebend. 1688, 2te Hälfte. S. 101 ff.

14) Ebend. 1688, 2te Hälfte. S. 485.

15) Ebend. 1689, S. 195.

16) Kleine deutsche Schriften, S. 416.

17) Wilh. von Giesebrecht, deutsche Reden, 1871. S. 135.

18) Summarische Nachrichten von auserlesenen Büchern. Band 2, S. 916.

19) Monatsschrift 1688, 2te Hälfte, S. 640 ff.

20) Kleine deutsche Schriften S. 67—108. In diesem Programm bekämpft er auch das System des „scharfsinnigen Juden" Spinoza.

21) Kleine deutsche Schriften, S. 197.

22) Gemischte Händel, Theil 3. 1725. 7ter Handel.

23) Gemischter Discurs bei Intimirung 5 neuer Collegiorum. Kleine deutsche Schriften, S. 345 ff.

24) In dem 23sten Stück der „summarischen Nachrichten", 1717, S. 417, sagt Thomasius, „durch Gottes Gnade sei der nützliche Gebrauch der deutschen Sprache so weit durchgedrungen, daß man nicht allein in Halle, sondern auch auf anderen protestirenden Universitäten angefangen, publice und privatim in deutscher Sprache zu lesen".

25) Nachahmungen der Zeitschrift erwähnt Robert Prutz in seiner Geschichte des deutschen Journalismus.

26) H. Luden (Christian Thomasius, nach seinen Schicksalen und Schriften dargestellt, Berlin 1805) sagt S. 40, Barbon und Tartuffe seien aus Molière's Lustspielen bekannt genug; indeß tritt in diesen keine Person unter dem Namen Barbon auf. Hermann Hettner (Literaturgeschichte des 18ten Jahrhunderts, Theil 3, Buch 1, 2te A., S. 98) bezeichnet ihn als die bekannte Lustspielmaske eines Zopfgelehrten. Bei Molière findet sich das Wort nur als Appellativ und bedeutet einen grämlichen Alten oder Graubart (z. B. Moquez-vous des sermons d'un vieux barbon de père — l'Etourdi 1. 2), ebenso bei Boileau (Art poétique III, 41. 42: Là souvent le héros d'un spectacle grossier, Enfant au premier acte, est barbon au dernier.) Wahrscheinlich hat Thomasius den Namen aus der prosaischen Satire Balzac's genommen, die den Titel le Barbon führt.

27) Vorrede zum Januarheft 1689.

28) H. Luden a. a. O. theilt S. 45 ff eine Reihe der von David vorgeschlagenen Büchertitel mit.

29) Vierzehn Gesichte enthält auch Moscherosch's Hauptwerk.

30) Gleichzeitig mit dem Märzheft erschien das S. 8 und Anm. 20 erwähnte Programm.

31) H. Hettner a. a. O., S. 100.

32) Die Angabe, daß Thomasius eine Schrift des Patrizi benutzt hat, ist der Biographie universelle, nouv. édition T. 41 p. 409 entnommen. Francesco Patrizi lebte 1529—1597, er war Platoniker und erbitterter Gegner der peripatetischen Philosophie. Die durchaus ernst gemeinte Lebensgeschichte des Aristoteles erschien 1571 im ersten Band seiner discursiones peripateticae.

33) L'amour raisonnable et galante. Köln 1684.

34) Widmung vor der Einleitung zur Vernunftlehre.

35) Kleine deutsche Schriften, S. 226, und „Historie der Weisheit und Thorheit" 1693, I, S. 5.

36) Interesse praecipuum circa veram religionem.

37) Monatsschrift 1689, S. 149.

38) Gemischte Händel III, S. 761. Ausführliche Mittheilungen über diese Streitigkeiten giebt Thomasius in der „Apologie" (1696), dem 3ten Bande der „juristischen Händel" (1721) und in den „gemischten Händeln" (1723—1725).

39) Wohlverdientes Denkmal dem Herrn Christian Thomasius errichtet. Halle, 1729, S. 76 (im Leichenprogramm des Prorectors Hoffmann). Vgl. Dernburg, Thomasius und die Gründung der Universität Halle, 1865.

40) Erfindung der Wissenschaft, anderer Menschen Gemüther zu erkennen. (Kleine deutsche Schriften S. 418 ff.)

41) Die Verfügung in den gemischten Händeln, Theil 3, S. 90.

42) W. von Giesebrecht's deutsche Reden, S. 136.

43) Kleine deutsche Schriften, S. 224.

44) Monatsschrift 1689, S. 1132.

45) Kleine deutsche Schriften, S. 317.

46) Vorrede zum ersten Theil der juristischen Händel.

47) Kleine deutsche Schriften, S. 567.

48) Der Titel derselben ist: De eruditione solida, superficiosa et falsa. Poiret war ein Zeitgenosse des Thomasius und stammte aus Metz.

49) Kleine deutsche Schriften, S. 695.

50) Vorrede zum Versuch vom Wesen des Geistes.

51) Ausdrücklich wird auch Jakob Böhme genannt (S. 128), was Luden (a. a. O., S. 262) bezweifelt.

52) Das Gedicht befindet sich in einer Sammlung von Begräbnißreden u. s. w. (Dresdener Bibl. Hist. Sax. D. 19). Der beabsichtigte Wiederabdruck des Gedichtes mußte wegen Raummangels unterbleiben.

53) Besonders curieuses Gespräch im Reiche der Todten (zwischen Thomasius und Francke), 1729.

54) Thomasius erklärte sich meines Wissens zuerst 1702 in dem Michaelis-Programm („Erinnerung wegen seiner künftigen Winterlectionen") öffentlich gegen die Pietisten und ihre Sucht, die Menschen „nach gewissen Regeln fromm zu machen". Eine Gegenschrift („nothwendige Gewissensrüge") wurde 1703 von einem seiner Anhänger mit widerlegenden Anmerkungen herausgegeben.

55) Grundlehren des Natur- und Völkerrechts, 1709, § 6.

56) Gemischte Händel, Theil 3, S. 767.

57) Vgl. das unter Anmerkung 39 angeführte Denkmal.

58) Vorrede zum ersten Theil der juristischen Händel.

59) Juristische Händel, Theil 2, 18ter Handel.

60) Juristische Händel, Theil 4, S. 206.

61) Catalogus scriptorum Thomasianorum undecima vice repetitus (1725).

62) Besonders curieuses Gespräch, S. 35.

63) Vorrede zu dem ersten Theil der gemischten Händel.

64) Juristische Händel, Theil 1, Nr. 24 (elender Zustand eines in die Atheisterei verfallenen Gelehrten), S. 324 ff und 342 ff. — Thomasius besaß, wie aus dem nach seinem Tode herausgegebenen Verzeichniß seiner Bibliothek hervorgeht, mehrere Ausgaben des Hans Sachs. Uebrigens stand er mit seinem Urtheil über den zu seiner Zeit verkannten Dichter nicht allein da; das Lob, das der Nürnberger Polyhistor Wagenseil (1633 — 1705) seinem Landsmann zollt, schmeckt allerdings etwas nach Localpatriotismus; aber selbst Hoffmannswaldau erkannte Hans Sachs als Dichter an. In der Vorrede zu seinen deutschen Uebersetzungen und Gedichten (Breslau, 1680) sagt er, daß er „Kopf und Art des Hans Sachs gar nicht tadele; er würde, wenn er bessere Wissenschaft von gelehrten Sachen und genauere Anweisung gehabt hätte, es vielen, die nach seiner Zeit geschrieben, weit vorgethan haben".

65) Denkmal, S. 25.